

Im Namen der Gesellschaft für Australienstudien herausgegeben von:

Prof. Dr. Gerhard Leitner
Freie Universität Berlin
Institut für Englische Philologie
Glosslerstr. 2-4
14195 Berlin
Tel.: +49-30-838 723 51
Fax: +49-30-838 723 23
Email: leitner@philologie.fu-berlin.de

Bitte senden Sie alle **Korrespondenz und Manuskripte** an obige Adresse.

Manuskripte müssen sowohl in gedruckter Form, wie auch als Datei (in MSWord), ggf. über die Emailadresse an den Herausgeber gesandt werden.

Manuskripte, die anderswo erschienen sind, werden nur nach Rücksprache zur Veröffentlichung angenommen. Eine nachträgliche, anderweitige Veröffentlichung ist nach Rücksprache mit dem Herausgeber möglich, wobei ein Verweis auf dieses Organ erwartet wird.

Please send all **correspondence and manuscripts** to the editor.

Manuscripts should be sent to the editor in printed form and as a file (MSWord) or an email attachment. Manuscripts that have been published elsewhere will be considered for publication in special cases. A publication elsewhere is possible upon prior consultation with the editor. It is expected that the subsequent publication carries a reference to this periodical.

Ziele der Zeitschrift für Australienstudien (ZfA)

Die ZfA der Gesellschaft für Australienstudien e.V. (GASt) setzt sich zum Ziel,

- wissenschaftlich und akademisch interessante Themen aus dem weiten Bereich der Australienstudien einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, den Dialog zwischen den Disziplinen und mit Australienexperten zu fördern;
- Anregungen aus der Lehre heraus aufzugreifen und in sie hineinzutragen, wobei damit die Lehre an den Hoch- und Fachhochschulen, aber ggf. auch der schulische Unterricht gemeint sind;
- ein informelles Podium für den wissenschaftlichen Nachwuchs bereit zu stellen;
- wissenschaftlich oder aus anderem Grund interessante Publikationen in der Form von Rezensionen einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen;
- aktuelle politische, kulturelle, wirtschaftliche Themen Australiens und den deutsch-australischen und europa-australischen Bereich zu reflektieren, wobei auf die aktuelle politische Auseinandersetzung Bezug genommen werden kann; ein besonderes Anliegen ist es, auf die mediale Berichterstattung Australiens und die wechselseitige Darstellung einzugehen;
- als Organ der GASt, die Aktivitäten aus dem Vorstand, den Mitgliederversammlungen und Tagungen für die Mitglieder und für die Öffentlichkeit niederzuschreiben.

Mitglieder und Nichtmitglieder sind eingeladen, Beiträge für die ZfA einzusenden. Zum **Redaktionsschluß** s.u.

Verlage werden gebeten, Rezensionsexemplare relevanter Publikationen an den Herausgeber zu senden.

Die ZfA ist offen für Weiterungen, die sich innerhalb der Australienstudien bemerkbar machen oder aus anderen Gründen sinnvoll erscheinen.

DER HERAUSGEBER

Redaktionstermin für Nummer 21 (2007): 15. Juni 2007 / June 15, 2007

©Die namentlich genannten Beiträger, einschl. der geäußerten Meinungen, ansonsten die Gesellschaft für Australienstudien e.V.

©Gesellschaft für Australienstudien für Sektion "Aus der Gesellschaft für Australienstudien"

Der Herausgeber

Diese Nummer der *Zeitschrift für Australienstudien* ist internationaler ausgerichtet als je zuvor. Es ist gelungen, Kollegen aus Ungarn, Spanien und Frankreich (ganz abgesehen von denen aus Deutschland und Australien) zu Beiträgen zu bewegen, die für das große Feld der Australienstudien wichtig sind. Erfreulich ist auch, dass es nun eine erste historische Aufarbeitung der GASt e.V. gibt. Sie könnte im Rahmen von Magisterarbeiten vertieft werden, ist die GASt e.V. doch auch ein Kind ihrer Zeit und Teil der allgemein politischen Entwicklungen. Der Schwerpunkt "Einwanderung am Scheideweg: Integration – und wie?" wurde nicht angenommen. Vielleicht kam die Aktualität des Themas für viele zu spät. Die australische Botschaft hatte Reden des Premierministers zur Verfügung gestellt, die ich gerne aufgegriffen hätte, wenn weitere Beiträge eingereicht worden wären. An dieser Stelle sei der australischen Botschaft ausdrücklich für diese Hilfe gedankt.

So wie sich diese Nummer darstellt, ist die ZfA m. E. auf einem guten Weg, zu einem europäischen Organ zu werden, das in keinem Wettbewerb mit anderen Zeitschriften auf dem Kontinent steht und eine Rolle übernehmen kann, die auch andere Regionalzeitschriften einnehmen. Diesen Weg sollte die GASt e.V. weiter gehen, wobei man überdenken sollte, die ZfA evtl. um Neuseeland zu erweitern.

Im Vorwort des Herausgebers der Nummer 19 hatte ich schon einige Desiderata niedergeschrieben, die für eine solche europäische Zukunft der ZfA wichtig sind:

- Einführung einer konsequenten *peer group review* als Ersatz der eher spontanen Bewertung
- Wahl eines (evt. internationalen) Herausgeberremiums, das mehr Sachverstand auf sich vereinigen kann als ein einzelner Herausgeber, auch wenn er den Sachverstand der Kollegen einholt
- Ermutigung zu einer multilingualen Zeitschrift unter Einschluss des Spanischen (wie das auch andere Zeitschriften tun)

Die elektronische Verbreitung der ZfA und ihrer Vorgänger hat eine gute Lösung gefunden, die sich an der Praxis anderer wissenschaftlicher Zeitschriften orientiert. Neben den Inhaltsverzeichnissen sind eine Auswahl von Beiträgen und regelmäßig die Rezensionen einzusehen. Wer mehr will, muss über den Vorstand der GASt ein Exemplar der ZfA erwerben.

Ich werde mit dieser Nummer als Herausgeber abtreten und mich anderen Interessen widmen. Den *GASt Newsletter* und die ZfA habe gerne gemacht, denke aber, dass fünf Nummern auf der jetzigen Basis eine lange Periode sind. Ich verabschiede mich daher und überlasse anderen diese Aufgabe. Es versteht sich von selbst, dass diese mit meinem Rat rechnen können, wann immer er erwünscht ist.

Berlin, 15. August 2006

Gerhard Leitner

Schwerpunkt

Statement on multiculturalism

The ugly scenes from Cronulla Beach and their aftermath are symptomatic of deeply disturbing 'us/them' dichotomies that are present in Australian society. They undermine values of fairness, compassion and tolerance, which have been hard won over more than 200 years. During this time Australia has experienced ongoing tension between the forces of exclusion and acceptance, culminating in a unique identity based on cultural diversity and inclusiveness. This has served Australia well and has spared us many of the troubles which have occurred in other parts of the world.

The alarming 'us versus them' attitudes expressed recently have been caused by unnecessary fear of the other. They stand in contrast to the very positive features of our nation. Mutual respect and acceptance of difference, always within the accepted norms of our political institutions and law, are values that should be treasured.

It is incumbent on all of us, especially our political and other community leaders, to continually seek to strengthen the unity of our culturally diverse Australian society. This can only take place against a background of harmony, mutual understanding and the tolerance that gives people space and time to grow into Australia, and Australia to welcome the contribution that they can offer. There needs to be an overriding commitment to Australia. The media also have a responsibility not to exploit and encourage the forces of ignorance and prejudice that we have lately witnessed. Australia has been internationally considered a haven of harmony and tolerance in which people are able to use their personal and cultural resources to develop themselves to the fullest and to make their contribution to the nation. Let us hold strongly to the values that have made us a nation united in diversity and a constructive member of the world community.

Archbishop Dr Philip Aspinall,
Dr Alison Broinowski,
Julian Burnside, QC,
Prof. Michael Clyne, AM,
Hass Dellar, OAM,
Ivan Deveson, AO,

Sir James Gobbo, AC,
Prof. Laksiri Jayasuriya, AM,
Professor Mary Kalantzis,
Professor Stuart Macintyre,
Stefan Romaniw, OAM,
Sir Ninian Stephen, AK.

Beiträge aus Forschung und Lehre

'That Migloo Shit': The Clash of Cultures in Aboriginal Short Fiction

Xavier Pons, Université de Toulouse-Le Mirail

It is fair to say that no aspect of Aboriginal life in the twenty-first century remains untouched by the massive, and in many ways oppressive, white presence in what used to be the traditional homelands of the first Australians. This is true of their social life, of their economic condition, and also of their cultural productions, especially their literature.

The very existence of this literature is predicated on the use of the white invaders' language and, though to a lesser degree perhaps, of their literary forms, which are all too often alien to indigenous traditions. In addition, the tragic history of indigenous dispossession at the hands of the invaders cannot but loom large in the outlook and preoccupations of contemporary Aboriginal writers – the descendants of the dispossessed ones, and themselves the victims of new or ongoing forms of European colonialism. Inevitably, then, Aboriginal literature enacts the clash of cultures which has been unfolding in Australia for over two hundred years. Its major point is less to produce aesthetically satisfying or innovative narratives than to assert an indigenous point of view that might counter the lies and distortions to be found in white pronouncements, and proclaim the continuing dignity of Aboriginal culture, fulfilling the expectations voiced by Philip McLaren when he said: 'As a kid growing up in the slums of Redfern I hoped one day someone would tell Australian stories from an Aboriginal perspective' (McLaren 1999, iv).

Clash means discordance and conflict – white culture and black culture are often presented as fundamentally at odds, with little common ground between them. Those differences are very much in evidence in Aboriginal writing, and they are the basis of the misunderstandings and disputes which keep the two groups apart, or bring them together in violent encounters.

Can any sort of accommodation be reached between the two cultures, as would seem desirable since, willy nilly, they share the same land and have no choice but to live together? Several indigenous writers suggest that convergence is not entirely out of the question, if only whites could heed the lessons of the land. While the racial conflict inevitably overshadows much indigenous writing, the picture the latter projects is not exclusively drawn in black and white, so to speak. There are suggestions of conflicts within Aboriginal culture too, and of cultural compromises which may allow indigenous and non-indigenous Australians to negotiate their differences. Aboriginal writing does not ignore the complexities inherent in those cultural encounters. The desire to rehabilitate their much despised culture, and their pride in being Aboriginal, does not blind the writers to the facts of cultural relativity

and the need of all cultures to hold a constructive dialogue with neighbouring cultures, no matter how alien they seem.

One of the most celebrated features of Aboriginal culture is its respect for the natural environment, its sense of the wholeness of the universe, of the interconnections between all living creatures, and between these and the natural world. By contrast, the whites saw the land, and the creatures that lived on it, as an enemy to be subdued and then ruthlessly exploited. Attitudes to the land, to the natural environment, are a basic sticking point, as they condition so much else beside, and the question of land rights has been a major bone of contention between the two communities for half a century. It is above all by taking away their land that the whites dealt a severe blow to the Aborigines' culture, and it is by getting their land back that the Aborigines seek to recover and maintain their cultural integrity. The whites' arrogance and insensitivity in respect of the land translate into racist violence towards its traditional owners, launching a cycle of destruction that engulfs both the environment and the people, and leaving Australia impoverished.

The contrasting attitudes are encapsulated in John Muk Muk Burke's novella, *Bridge of Triangles*: after a devastating flood, the local whites decide they've had enough: 'Many of the people muttered about the Godforsaken land and how they were going to pack up and go. How they didn't belong. How they were losing their fight with the land' (Burke 53). But the Aborigines see things very differently because they feel part of the natural environment:

No one understood the floods except the other people of the river. They lived not in a river but in the whole world. The landscape was not separated into hills, valleys, rivers, flats. The river was the sky. But there was no time. It hid and played under the dry flats and flowed across the face of the burning sun. It filled the space between the stars and as the whole great play of light and dark, of shifting water and wind-swept earth rolled around with its birds and lizards, kangaroos and snakes, everyone moved effortlessly like shadows in the bush, just as the sun moved away for the wind. Floods do not arrive either catastrophically or quietly – they are always here. The river is a tide... (Burke 53-54).

The world of the whites is all the poorer for their lack of spiritual connections with the land, for their inability, as a result, to see the wonder of the world. In the same novella Chris, a part-Aboriginal boy, moves from the bush to Sydney and feels oppressed by the dullness of the white world, which is exemplified by the way his mate Barry explains where babies come from – an explanation which is technically correct but coldly prosaic, so that Chris is left to wonder:

Was there really no magic? Did he not begin beyond the great looming sky-hill which dipped down to touch the rim of the world? No, everything screamed that Barry was wrong – and yet perhaps he was right for Sydney. Yes, that was it – in Sydney everything was changed. But back home – his real home where the Old Granny's kewpie dolls had hung around the walls and the great laughing Paula had stooped over the mint-perfumed washing tub and where the rocking sky was huge and clean in its infiniteness – why back there things were as they really were. Sydney was all wrong. His soul tried to resist it (Burke 86).

The white man's world is unnatural and soul-destroying, whereas the black man's world is continuous with nature, as Archie Weller also suggests in 'Stolen Car', where, contrasting the living, natural environment with the encroaching artificial one the whites have built, he says of a black youth: 'the tree and he are the same, out of place in this brick and bitumen world' (Weller 1986, 86).

The Aborigines' strong, vital connection to the land has to do with their spiritual outlook and takes its source in Dreamtime stories, as Alexis Wright's story 'The Serpent's Covenant' (Shoemaker 180-91) makes it clear. This is about a river in the Gulf country and the people who live there: the area was created by 'the ancestral serpent, a creature larger than storm clouds', which 'From time immemorial, ... gathered on the horizon, came down from the stars laden with its own enormity of creative pursuits' (Shoemaker 181). Only Aborigines, familiar with this story and 'living with the river from before time began' (Shoemaker 186), can truly understand the country.¹ As a result, they are in true harmony with the land,² while the white intruders, having no connection with the Dreamtime, do not know how to respond to unforeseen environmental changes.³ Contrary to what the whites believe, neither the land nor its native inhabitants need to be 'tamed' – indeed they cannot be tamed but simply mutilated.

The way the whites exploit, and in the process destroy, the environment is denounced by black writers – like Alexis Wright who deplores the role of mining companies which 'set about to pillage the region's treasure trove' (Wright 188) – and it underpins Kim Scott's allegorical story 'Capture'. A white couple, Peter and Cory, have developed an interest in native plants and animals, and think this is enough to achieve a sense of belonging: 'Like many Australians, Peter and Cory wanted to put down stronger roots in this country of ours' (Scott 25), the narrator notes in a phrase strongly tinged with irony. 'This country of ours', as he says—does he mean it is the country of all Australians, or exclusively that of the Aborigines? The drift of the whole story favours the latter interpretation. The couple's attitude is predatory and destructive rather than sympathetic or constructive, as appears from their collection of stuffed animals:

Shelves were crammed with stuffed specimens of various endangered and extinct species which, stiffly posed, were often stacked upside down, or balanced on one end. Most were missing at least a tuft of fur, a handful of feathers, a few teeth and their many dusty, glass eyes were oddly expressive; diffidence, defeat, confusion (Scott 29-30).

¹ 'The inside knowledge about this river and coastal region is the traditional knowledge of Aboriginal law handed down through the ages since time began' (Shoemaker 182).

² 'It takes a particular kind of knowledge to go with the river, whatever its mood', Wright says. 'It is about there being no difference between you and the movement of water' (Shoemaker 183).

³ 'A river that spurned human endeavour in one dramatic gesture of jilting a lover who had never really been known, as it did to the frontier town built on its banks in the hectic days of colonial vigour' (Shoemaker 183) – the river changes its course, and deprives the town of its port.

Killing and stuffing native animals is clearly not the path to belonging in the ancient land. The whites are invaders, black writers pointedly recall.⁴ What Peter and Cory do to native animals their ancestors did to the traditional owners of the land, who were regarded as animals too, as John Muk Muk's Chris reflects: 'His people had been pushed back by the invaders. They had resisted until their numbers fell to almost nothing. The remnants had been rounded up and caged, like birds. A scattering of food was thrown their way each day through the wire of their cages' (Burke 106).

The wide cultural gap between the two races makes for strained, unequal and often violent relations which, unsurprisingly, feature quite prominently in indigenous writing. The historical wrongs done to the Aborigines are not forgotten – from the massacres of the nineteenth century to the stolen children of the twentieth and the discriminations that persist into the twenty-first. Whites never doubt they are the chosen race. As the black narrator puts in Philip McLaren's 'The Music Man', 'The premise was simple: superior white people, inferior black people, with the black people always getting into all kinds of mischief' (McLaren 2001, 196). As a result, whites have discriminatory attitudes towards the Aborigines, ranging from active and brutal hostility to casual callousness. This is the case of the nice bus driver in Jack Davis's 'White Fantasy – Black Fact.' He gives money to overseas missions, and congratulates himself for living 'in a country that was white, where there was plenty for all, where nobody starved, and everyone was equal' (Davis 107). But he won't allow an Aboriginal family on his bus, causing them a lot of misery...

It could be argued that the basic premise, in Aboriginal writing, is that relations between blacks and whites are conflictual – that whites are hostile to blacks and intent on harming them: they are, in Archie Weller's words, 'our number one enemies, by whom I mean our loving white brothers' (Weller 1986, 41). Aborigines try to resist and retaliate as best they can, like Clayton Little the boxer in Weller's story: 'If an Aboriginal came to try his luck, Clayton would be gentle with him. But, with any white person he fought angrily, remembering the shame of his father and the cruelty dealt out to his brothers, sisters and friends' (Weller 1990, 24). Conversely, any attempt at friendly relations between the two groups is doomed because individual decency is eventually overwhelmed by the ingrained racism of Australian society. As Archie Weller's narrator puts it, 'A lot of white folk are friendly if no one's looking, but when there's a crowd around, they don't want to know you if your skin is black' (Weller 1986, 40). Thus Johnny Blue, in Weller's eponymous story: 'He was the Nyoongah's mate, and mine especially. The only person who ever understood me and the only white bloke... ever to show any real kindness to me' (Weller 1986, 38-39). But Johnny dies tragically saving his mate's life, and the friendship between the two is rudely interrupted. In much the same way,

⁴ Cf. John Muk Muk Burke, *Bridge of Triangles*, p. 124: 'From the earliest days of the invasion...; cf. Alexis Wright referring to 'traditional lands taken but never ceded' ('The Serpent's Covenant', in: Shoemaker 185).

the nascent love between Perry, the wild black youth, and white Melanie is brought to a brutal end when Perry is shot by the police (Weller, 1986, 44-67).

Aborigines are consigned to the lowest rung of Australian society – they are 'the scapegoats of society' (Weller 1986, 15) – and cannot expect fair treatment on the job market, especially in country towns where prejudice is rampant. As Hyllus Maris writes of her black protagonist Joey, '...where the hell could he get a job in that lousy town? It was the same for most of the blacks there, except for jobs like driving the night-cart and a job now and then on the Council pick and shovel, that was about all' (Maris 126).

When Aborigines try to assert themselves in response to the humiliations visited upon them, they're put down as 'brazen' or 'aggressive', like little Bidjibub in Tracy Bunda's story. Her racially-prejudiced teacher, Miss Gordon, tells her 'When you're out there in the wide wide world, not many will employ black people, especially someone as brazen as yourself' (Bunda 118). And when Bidjibub sports a black eye that her father accidentally gave her, she thinks the girl has been in a fight, and she makes derogatory comments: '...I know your kind. Can't help themselves, can they? Most aggressive race I've seen. You're no different' (Bunda 119).

White education aims to assimilate Aborigines, that is to erase their cultural distinctiveness, and thereby the crimes committed against them. When John Muk Muk Burke's Chris is told at school about the heroic deeds of Captain Cook and Arthur Phillip, he asks 'But what about the people who already lived here?' This simply attracts a dismissive answer from the teacher:

Well, they didn't really live here. Not properly – not like us. They just moved away a bit further into the bush. You've got to understand, they just wandered around the place – there was plenty of room for everyone. Now let's go back to how the first people in the new settlement set about clearing the land and building their houses' (Burke 71).

If supposedly enlightened and liberal school teachers respond in this way, what can be expected of more overtly hostile and repressive institutions like the police? The answer is violence, as experienced by the black protagonist of Archie Weller's story 'Stolen Car': 'A fist slams into his face, just under his left eye. He doubles up in shock and pain, covering his head. He is pummelled in the side of the stomach, and punches thud on his thin back' (Weller 1990, 132). No cordial relations seem possible between the two races: '...Johnny has learnt in these last five minutes what he should have known since the day he was born, to keep a shutter always between himself and the white man' (Weller 1990, 134).

It is small wonder that there is strong resentment of the whites among many Aborigines, a resentment that extends to many seemingly innocuous cultural practices, as is exemplified in Melissa Lucashenko's 'Not a Ghost Story', in which the protagonist describes her grandfather's funeral: 'I go, put my arm round Mum. Flowers. Gum flowers. Murri one, not that Migloo shit' (Lucashenko 2001b, 13).

The choice of indigenous flowers is politically significant, and is a way of castigating the invaders and their alien cultural symbols.

Even when whites are trying to be of help they cannot truly reach out to the Aborigines because they force their alien ways on them and make no effort to arrive at some sort of mutual understanding. This is set out in sarcastic fashion in Lucashenko's 'The Very Important Meeting,' in which white administrators organise meetings with Aboriginal elders to discuss native title, but there is total incomprehension, on the part of the Aborigines, of the ways of white administration – 'After five minutes Uncle Ronnie was absolutely convinced that the whitefella was speaking English. He caught many words—as many as one in three—yet nothing that came out of the gubba's mouth helped illuminate the situation' (Lucashenko 2002, 36). The whites seem mostly intent on pulling the wool over the Aborigines' eyes, as is conveyed by the story's ending: instead of going to a new meeting, Uncle Ronnie decides to go fishing. He confesses 'I wasn't at no pucken important meeting' and points to the fish in his bucket, 'the thrashing silver fish, the frantic fishes' entire incarcerating universe' and concludes, 'But I reckon these fellas were' (Lucashenko 2002, 38). White people will always try to have the upper hand, and Aborigines should never lower their guard.

Given the destruction wreaked on their culture by two centuries of white colonialism and the myriad social problems they face in a world that holds them to be of little account, how can Aborigines preserve their dignity and their values? Indigenous writers suggest a variety of strategies, all of which are based on the maintenance of their cultural integrity. They range from violent revenge to a wry assertion of the superiority of their own traditions.

An example of the former is Jack Davis's 'Pay Back', (Davis 115) in which the indigenous protagonist, Munda gets his revenge on a party of white men who had poisoned one of the Aborigines' water holes, killing several members of the tribe, by leading them to another poisoned water hole, which kills the white killers just as the blacks themselves had been killed.

Yet violent responses are seldom presented as the best way of protecting Aboriginal rights and dignity if only because the whites are capable of even greater violence. In indigenous short fiction, many characters, faced with the ways of the white world, come to realise how much better their own ways are. Thus Chris, who notes that white people seem to find existence a burden, and are perpetually angry:

But what was the source of the cancerous anger? Was it an anger and hatred directed at their betters, blacks, God and the Church? Didn't they know they had no betters; that at least the blacks could believe happiness was attainable – even if at the end of a bottle or in holding paper money or learning a few chords on the guitar ...No the Old Granny and Aunty Paula were never world weary (Burke 131-32).

In spite of their material deprivation, the Aborigines have a far more secure sense of their place in the world than the whites, and they face life with a much lighter heart, like Clayton in Archie Weller's 'The Boxer':

He had never had much reason to laugh as a child on the reserve, with his mostly-out-of-work father and his thin, dried-up, whining mother. Yet laughter had always been a part of their existence and, even now, a smile flitted across his squat, unreadable face as he remembered those early years' (Weller 1986, 18).

The Aboriginal characters in Alexis Wright's 'The Serpent's Covenant' are amused by the whites' stupidity when they think they're paying homage to the Aboriginal Norm by renaming the river after him:

Traditional people gathered up for the event [renaming of the river] mumbled, *Ngabarn, Ngabarn, Mandagi*, and so did Norm in a very loud and sour-sounding address, although those who knew a fruit salad full of abuse in the local languages, knew he was not saying *Thank you! Thank you!* And belly-laughed themselves silly because the river only had one name from the beginning of time. It was called *Wangala* (Wright 189).

The whites are shown to be silly and ignorant, which allows Aborigines to maintain a sense of their own dignity, based on an age-old culture that still holds its own despite white efforts to debase it. Melissa Lucashenko's jailed teenage protagonist in 'Sissy Girl' finds strength in her half-forgotten Aboriginal heritage, even though her pride has to be restored by Auntie Myrtle who teaches her about her own culture:

That's where she showed me the start of our Murri dreaming, and where I found out I was gonna be alright... But we got our dreaming still, inside. Inside our bodies, still in our blood. Inside our brains 'n our hearts. That's where she showed me the start of our Murri dreaming, and where I found out I was gonna be alright...lost me mob but coming back, see. Coming back....I be gettin ta be a woman dreckly, only fourteen but I'm gonna be learnin my song, my dance. I'm gonna find that dreaming, meet my mob, get me a proper name' (Lucashenko 2001b, 103).

In other words, she's rebuilding her life by going back to her roots. Hence her sense of superiority over the whites who, in spite of themselves, have helped the narrator develop her Aboriginality: 'That's a laugh, eh. Locked up cos of whiteman's law, and that's where I find me own...' (Lucashenko 2001b, 103). Hence the conclusion: '...fore I got in here I useta spend all me time feelin sorry for meself, and its funny, but now reckon I feel sorry for Migaloos instead' (Lucashenko 2001b, 103). While there is nothing ennobling about being oppressed, sometimes it does give you additional strength. Aborigines will not be defeated.

If, for obvious historical reasons, indigenous writing mostly presents black and white cultures on a collision course, it also suggests an accommodation is not entirely out of the question. In some respects, white Australian culture has been moulded by the land itself, as was the case with black culture. Having to meet the challenges of the outback, in particular, creates commonalities between the races, who develop similar outlooks. This is conveyed in humorous fashion in Herb Wharton's story 'Where Ya' Been, Mate?' The drover narrator (Herb himself), who

studies at the University of Queensland, meets an old mate, Possum, and they have a yarn:

'...I'll tell you something—they don't know everything at that University.' Then I told him how not one person I asked at the University knew who the publican was at Toompine, Kajjabi or Beetoota.

'Yes, ya'd think they'd know that,' said Possum' (Wharton 50)

Drovers always knew who the publican was in the places they went through – anyone who didn't must be lying about his travelling, and the colour of an individual's skin makes no difference.

In much the same way, in 'Carpet Snake' Oodgeroo presents an Aboriginal family who retain their traditional culture but have adopted some white cultural elements: like any white country woman, the mother raises fowls and goes to hospital to have a baby. And, the narrator says, 'Mother's swearing could outmatch that of any bullocky anywhere in Australia' (Oodgeroo 2004, 159). We should note, however, that even though the Aboriginal characters have adopted some features of the white way of life they don't seem to intermingle with whites (at least, these interactions are not represented). This makes conflict far less likely but doesn't quite suggest that blacks and whites can share Australia in harmonious, amicable fashion.

Sometimes, indigenous writers note, the differences between blackfella ways and whitefella ways are less than they seem because these ways serve a similar purpose – all cultures, after all, are defences against the perception that life doesn't make much sense, as Chris realises in *Bridge of Triangles*:

What of the rituals of feet stamping into a sandy soil, kicking up the dust on ochred shins, lifting high the ceremonial feathers past the dancer's face. Or the ritual of an old lady shuffling down the stone-bordered path to bring in the milk. Was there much difference ultimately? Were not both these actions merely degrees of ceremony that seemed to tame the chaos? That promised a kind of salvation? (Burke 136).

Aborigines and whites share a common humanity, and this makes it possible for constructive conversations to take place between the two 'races'. But this can only happen if whites are ready to listen, if they are willing to share indigenous wisdom instead of dismissing it as so much primitive superstition. All too often, white arrogance will put paid to any attempt at cross-cultural communication. But there are glimmers of hope, as Lucashenko's 'Fishing Lessons' shows. It is about a white man who goes jogging along a beach and meets an Aboriginal woman who's fishing there. The white man is stressed out by the demands of his job: 'Everything felt like hard work... He put in 50-hour weeks, and still his in-tray towered ominously.' Conversations with the black woman broaden his mental and spiritual horizon and allow him to reach a much more satisfactory perspective:

Just before Christmas, the man said tentatively, "It's all connected up, eh. The islands and the sky and everything"...He... saw the earth at his feet, how it was infinite, and flowed on and on and on. He saw that in some places it changed, becoming loam, and the rich dark silt which fed the

mangroves. It covered its face with the mystery of oceans, it rose high to meet the mountain air and to find a cloak of granite and lichen...Near and far, there was no end to this earth. It touched every living thing, and—his feet muddied and nourished by this—the man touched it in his turn, and at last remembered that his place was nowhere but where he already was, and things didn't seem like such hard work after that' (Lucashenko 2000, 7).

Accepting the age-old Aboriginal wisdom has restored a sense of purpose to his life. He was sick, and now he finds himself healed.

It would be tempting to end on this hopeful note, and to suggest that the clash of cultures between indigenous and non-indigenous Australians is gradually turning into a process of reconciliation. Nothing is in fact less certain, given the persisting socio-economic gulf between the two communities and the Aborigines' lack of political clout to advance their own agenda. So in the end we return to politics. The literary staging, in black writing, of conflicts between Blacks and Whites has an unmistakable political dimension, as is no doubt appropriate for men and women who continue to bear the brunt of racial discrimination and inequality.

The predominant focus on this issue, however, constricts the expression of the Aboriginal viewpoint, and while there is little doubt that the consequences of European colonialism lie at the root of many problems experienced by Australia's Aboriginal population, it would be reductive to suggest that one needs to go no further to explain, and therefore solve, those problems, and Aboriginal disadvantage in general.

Marcia Langton took Aboriginal filmmakers to task for leaving out 'Aboriginal stories of good times with white people'; they want, she suggested, 'to see "Europeans" portrayed only as oppressors and all the complexities are eliminated' (Langton 121). This is also a danger for Aboriginal short story writers but, as we have seen, many of them do not shy away from the complexities involved in such cultural encounters. As Indigenous commentators have pointed out, Aboriginality is not a fixed category, immutable and independent of the local context. Aboriginality—a notion that did not exist before the coming of the white invaders—is constructed as a result of cultural encounters, of dialogue between Blacks and other ethnic groups.

These encounters need not be hostile ones, though hostility is the dominant paradigm. In some cases, as we have seen, genuine conversations can take place across the racial divide. Yet, as Stephen Muecke pointed out long ago, the very fact that Aborigines write for a mostly white audience imposes constraints over what they can say and how to say it. To come across as hostile or threatening is to alienate the white readership, and so, Muecke argued, black writers will tend to propose images of Aboriginality that are acceptable to whites, thereby casting some doubt on the authenticity of those representations, and minimising the intensity of the clash of cultures.

In view of the stories we have examined, it seems fair to say that contemporary Indigenous writers have mostly overcome this reticence, and are not afraid of presenting an image of Aboriginality that whites might indeed find threatening or starkly critical. This gives even greater significance to the minority of stories in which dialogue and perhaps even reconciliation are presented as achievable. To suggest this is not to sell out: dialogue can only be based on frankness and mutual respect.

A jaundiced view of the predominance of black v white cultural clashes in Indigenous writing might point out that such issues are easier to address than intra-ethnic conflicts, which are rife in Aboriginal communities and which, to many prejudiced whites, are simply evidence of Aboriginal savagery.

The Aborigines have always been divided into many cultural and linguistic groups, which means tensions and conflict existed between the various groups, often intensified when different clans or tribes were forced by the whites to live together in missions or settlements such as Palm Island. We could add that domestic violence is all too common in many communities, resulting in bashings and child abuse. This is not something Aboriginal writers are keen to stress, as they prefer to set up starker black and white clashes in their work. This is not to deny that these conflicts are in large part the result of the Law breaking down because of the impact of European colonialism, and are thus traceable to the more fundamental clash between black and white cultures. One can hardly expect Aborigines, and the writers among them, to offer a derogatory vision of their own culture, which has already suffered so much at the hand of the white invaders and which needs to be strengthened rather than weakened further. Yet, to the extent that Aboriginal writing has an important political and social function, it should also address the conflicts within indigenous communities, and develop a more critical outlook on Aboriginal practices.

I'm not suggesting, of course, that indigenous authors should stop writing about the legacy of European colonialism, which will continue for the foreseeable future to weigh heavily on Aboriginal development. Such a focus helps to reinforce the sense of Aboriginal identity, but this sense will remain unnecessarily limited if it viewed almost exclusively in terms of the clashes between black and white cultures. Identity is constructed through conflict and resolution, and the great diversity of Aboriginal identity can only emerge if intra-ethnic conflicts are also taken into account. South Pacific writers such as Albert Wendt or Epeli Hau'ofa, in addition to denouncing the legacy of colonialism, have offered in their work a critical vision of their own indigenous societies, but this is something Aboriginal writers seem reluctant to do, no doubt because of the continuing trauma inflicted by British colonisation.⁵ Perhaps this will be the task of the next generation, the post-Stolen Generation.

⁵ One does find occasional references to inter- or intra-group conflicts, as in Oodgeroo's story 'Mai', which is about a conflict between two traditional women – one asks the other to share the many seeds she had, and the other refuses: '...the old woman was selfish and mean. She would never share with anyone outside her own tribe.' So the younger woman tricks her, and both women end up being punished for their transgressions

References

- Bunda, Tracy. 'Bidjibub.' *Paperbark*. Ed. Jack Davis et al. St Lucia: UQP, 1990.
- Burke, John Muk Muk. *Bridge of Triangles*. St Lucia: UQP, 1994.
- Davis, Jack et al. *Paperbark*, St Lucia: UQP, 1990.
- Langton, Marcia. 'Aboriginal art and film.' *Blacklines*. Ed. M. Grossman. Melbourne: MUP, 2003.
- Lucashenko, Melissa. 'Fishing Lessons.' *Courier-Mail* 30 June 2000.
- Lucashenko, Melissa. 'Not a Ghost Story.' *Meanjin* 59.1 (2001a).
- Lucashenko, Melissa. 'Sissy Girl.' *Meanjin* 60. 1 (2001b).
- Lucashenko, Melissa. 'The Very Important Meeting.' *Overland* 169 (2002).
- Maris, Hyllus. 'Joey Comes to the City.' *Paperbark*. Ed. Jack Davis et al. St Lucia: UQP, 1990.
- McLaren, Philip. *Lightning Mine*. Sydney: HarperCollins, 1999.
- McLaren, Philip. 'The Music Man.' *There'll Be New Dreams*. Broome: Magabala Books, 2001.
- Muecke, Stephen. 'Aboriginal Literature and the Repressive Hypothesis.' *Southerly* 48. 4 (1988).
- Oodgeroo. 'Mai.' *Stradbroke Dreaming*. Sydney: Angus & Robertson, 1972.
- Oodgeroo. 'Carpet Snake.' *The Oxford Book of Australian Short Stories*. Melbourne: OUP, 1994.
- Scott, Kim. 'Capture.' *Southerly* 62.2, 2002.
- Shoemaker, Adam (ed). *A Sea Change: Australian Writing and Photography*. Sydney: SOCOG, 1998.
- Weller, Archie. *Going Home*. Sydney: Allen & Unwin, 1990 (1986).
- Weller, Archie. 'Stolen Car.' *Paperbark*. Ed. Jack Davis et al. St Lucia: UQP, 1990.
- Wharton, Herb. *Where Ya' Been, Mate?*. St Lucia: UQP, 1996.
- Wright, Alexis. 'The Serpent's Covenant.' *A Sea Change: Australian Writing and Photography*. Ed. Adam Shoemaker. Sydney: SOCOG, 1998.

(Oodgeroo 1972, 119). This story is representative of a significant aspect of Aboriginal writing, namely the rendering in English of traditional indigenous tales. This trend started with David Unaipon's *Native Legends* in the late 1920s and has made available to non-indigenous readers a great many Dreamtime stories. These also deal in conflict, as protagonists break the law in various ways, and either get away with it or receive appropriate punishment. A modern example (though set 32 000 years BC) would be Philip McLaren's story 'Oliver, Yabba and Matlong' (In P. McLaren, *There'll Be New Dreams*, Broome : Magabala Books, 2001, pp. 108-127) which tells of a young man's illicit love for Kirra, another man's wife, and the deadly punishment inflicted on him for breaking the law. These conflicts are obviously of a different order than the clashes depicted in stories involving white people – they do not have to do with conflicting laws but rather with keeping law and order. They depict a stable world where disorder erupts briefly before order prevails again, even though it is sometimes a slightly different kind of order. Challenges to the laws are dealt with in accordance to the law, the authority of which is not fundamentally threatened, as in the case of conflicts between black culture and white culture. On the contrary, such challenges serve to assert and maintain the predominance of the law, whereas white challenges are destructive of the law. However, such stories are set in the distant historical or mythological past, and do not address the serious problems contemporary Aboriginal communities face.

"Revealing identities beneath the 'factoids' official documents in Australian convict history."

Susan Ballyn, Universitat de Barcelona

The title of David Lowenthal's book *The Past is a Foreign Country* serves my purpose for this essay which focuses on the retrieval of the silenced and invisibilised identities that lie beneath and within the official documents of convict transportation to Australia. The past is a fragile and shifting ground both for individual and collective memory and identity. As Lowenthal points out "Awareness of the past is in myriad ways essential to our well-being" (185). Our well-being depends on our own and collective sense of identity which stems from our past. Identity is universal and individual and collective survival is contingent upon it as David Hume pointed out as early as 1739: "Of all relations the most universal is that of identity, being common to every being whose existence has any duration" (NP). Both individual and collective past form part of history and postmodernism has clearly defined history to be as unreliable as any other text or, as William Maxwell puts it "In talking about the past we lie with every breath we draw" (29). This is perhaps a rather overstated judgement on the way in which we report and read the past, but it serves to find a definition of history and the way in which Oliver Rackham has picked up on Maxwell's statement in a milder but nonetheless meaningful way.

If we look for a definition of history, we might start by consulting *The Oxford English Dictionary* which says authoritatively that history is the "continuous methodical record...of public events...the whole train of events connected with nation, person, thing, etc..." History is fact, or so we always thought, until postmodernism undermined the reliability of history and its "facts," even such "reliable" things as dates and the chronologies constructed from them. The very term "convict history" or "the history of penal transportation" suggests the macro narrative, the broad sweep of "story" into which the individual narrative becomes absorbed and remains ignored. Often, what appears to be fact is what Oliver Rackham terms "factoids," that is something which "... looks like a fact, is respected as a fact, and has all the properties of a fact except that it is not true" (23).

The history I am dealing with has, like any other, its unreliable master narrative, its own "factoids," in the notion that the convicts transported to Australia were, with a few exceptions, British, or, to use a more problematic term, Anglo-Celts. Such a construction of convict history suggests a non-existent homogeneity. There is no allowance for national or regional differences. The individual accent, the linguistic markers of origin vanish into the undifferentiated, unaccented "English" of the official records and the academic historical text. But we know, and common sense tells us, that behind this screen of homogenisation lie individuals, each distinguished from the other by a huge range of factors; class, gender, region, religion, abilities, physical appearance and above all their own inner personalities, to name but a few.

The constant construction of the Britishness of these convicts is also open to question. What exactly constituted being "British" in the nineteenth century? After all, by then the inhabitants of Great Britain were a nation of "mongrels" and no single notion of "British" will bear scrutiny. But some convicts fall outside whatever may be constructed as "British" because they are foreign, or of foreign descent. Their voices are often heavily accented if able to speak English; their bodies are the evidence and "text" of their otherness, their culture or religion distinctly alien to the notion of being "British." The presence of these foreign "bodies" not only defies the reductive interpretations of convict history as British, but goes further revealing that a sophisticated network of transportation between the colonies also existed as the judiciary of Empire set about removing undesirable individuals from colonial societies to their antipodean outpost: Australia.

Postcolonial theory lends itself magnificently as a critical tool with which to approach historical documents. If we consider that the postcolonial constantly challenges and is being challenged, requiring a constant reassessment of itself and the texts, contexts and discourses it analyses, then it is the ideal tool with which to reconsider the master narrative of Australian convict history. One thing that postcolonial theory leads to is the reading against the grain of the historical texts, particularly manuscripts, as artefacts of accepted historical truths. Indeed, the postcolonial perspective demands that the text, or manuscript, not only be reassessed, but read through and beyond, thus leading the reader to a new or differently slanted reading from the hitherto "accepted" one. Nothing in a historical manuscript, especially a government generated document, can be taken at face value. In his chapter on "Spatial History" Paul Carter points to a fundamental fact which concerns the way in which history and, in our case, historical documents have usually been regarded: "The primary object is not to understand or to interpret: it is to legitimate" (376).¹

The thrust of both Rackham's distinction between fact and factoid and Carter's interpretation regarding the aim of the historical document is central to this essay and essential in my research. My material is drawn from all fields of archival convict documentation: Newgate Gaol records, trials both in London and at county assizes, military courts, hulk and transport records followed by the convict records extant in Australia. Other kinds of archival material come from newspaper reports of the time, letters between the colony and the Colonial and Home office, and various types of miscellaneous material. Because the documentation is "official" and written for and by the servants of empire and with the Imperial project informing its writing, I have to use the term "factoid". What I am working with is only partially "fact", for example in terms of statistics, but, more often than not, it is marbled through with

¹ In this essay I have used two sections from a chapter written for Armstrong, Charles I., and Øyunn Hestetun, eds. Postcolonial Dislocations: Travel, History, and the Ironies of Narrative. Oslo: Novus Press, 2005.

the “factoids” that have been handed down through generations and remain as “fact” in the history books minds of many.²

The central concern of this type of archival research is paradigmatically postcolonial as it interprets and contests the fixity of Australian convict historical documentation and the reductive conclusion that all convicts were British. It is a postcolonial re-reading of official papers generated by the metropolis that gives another view of Australian convict history and which allows the scholar to reinscribe the silenced and invisibilised back into the historical domain. My research consists in unearthing the documents, reading beyond and against them, lending an ear to the silences, to the tenuous fragments of voice and traces of personality lurking behind the language of officialdom, eventually reconstructing, wholly or partially, the biographies of individual convicts. On other occasions, I am deflected when a convict remains hidden under a mantel of silence and dust, and can only hope for other encounters in the archives that might enable me to winkle the individual out to tell some of his or her story.

In this essay my primary concern will be to look at some of the medical journals on convict transports and the extent to which they are a revelation not only of medical praxis, but also of the social dialogical interactive process as it evolved between the surgeon, convicts, the guard and the infirm in the infirmary on men’s transports running between England and Australia.³

The Colonial and Home Office looked upon the surgeons’ journals as a mere medical record of disease, medical condition, survival and death rates. As official documents that is what they were meant to be. However, to the postcolonial reader, working against and beneath the grain of the text, other factors emerge and with them much more clearly defined identities of both the convicts and the surgeons. The silenced “self” and identity comes more sharply, though rarely completely, into focus. Most convict records included the individual’s crime, where committed, where tried, sentence, native place, age, religion and marital status. It is ironic that the “factoid” that all convicts were British is clearly overridden by these documents where native place is often foreign, or the comment, “can not speak English” is noted, very often accompanied by a clearly foreign physical description such as “dark woolly hair” or of “Jewish countenance”. This goes hand in hand with ignoring names such as Samuel Belasco, Esther Bottibol, Aaron Mendoza, José Perez de Castaños, Pietro Calligari and the list grows longer as the documents surface.⁴ It is only with the advent of historical revisionism and postcolonialism that

² This essay stems from joint research being carried out by Prof. Lucy Frost at the University of Tasmania and myself. The research centres on convicts of Hispanic and Lusophone origin but has widened to take in the medical journals written on the transports.

³ The Sarah, *Dunvegan Casyle, Lady Kennaway, Canton*

⁴ None of these foreign convicts appear in the medical journals of the transports on which they travelled. They have surfaced as a result of research carried out on Hispanic and Lusophone convicts transported to Australia and as such are a clear example of how their individual identity was subsumed into the all inclusive Britishness of convicts transported to Australia and the histories written on transportation thereafter.

these facts are emerging and the surgeons’ journals are a major factor in this re-reading of the history of convict transportation.

The surgeons’ journals leave the reader in no doubt that these medical practitioners were a key figure during the trans-oceanic passage to Australia. In case of necessity a surgeon could demand that the Master call in at a port en route if the state of his patients, both convict and guard, required such action. He had sole control of the disciplinary routine to be followed by the convicts, in many cases instigating certain duties to enable greater comfort for the prisoners and the infirm. In his report at the end of his journal he could and often did make suggestions for consideration to the authorities based on his experience on the voyage, though many of these suggestions seem to have been largely overlooked. One important aspect of these journals is that in the process of transcribing them, one can discern how certain bedside manners and medical praxis reveal themselves, informing the reader of the personality of the surgeon and how this might reflect upon the micro-social world of the infirmary and prison.

On board each transport was a clone micro-patterning of English social hierarchies. Every man, and occasionally woman, would, initially, on boarding know their place, from the Master down to the convicts.⁵ There would have been a clear separation of the “above-deckers”, guards, crew and free passengers and the convicts confined below. Although the Surgeon Superintendents, the official rank for the naval surgeons, took precedence of command over the Master regarding convict, crew, guard and passengers, it was still the Master who had the ultimate control of the ship. Social hierarchies also pervaded convict life on board both with regard to their kind of “business”, levels of literacy, social skills and own social class and those who occupied a privileged place in the eyes of the Surgeon Superintendent, becoming infirmary warders, helpers etc. At this early stage of the research no particular reason as to which convict might acquire a privileged position with the surgeon has emerged. However, there was one place in which the pecking order of social class vanished: below deck in the infirmary. This is where convicts, crew and guard were all levelled by infirmity and suffering. None of the Surgeon Superintendents’ journals I have examined show any form of discrimination in treatment socially or medically between convict/non-convict patients. Within the micro-social unit of the ship’s infirmary the sickbed recognised no class.

In his report at the end of the voyage of the *Dunvegan Castle*, Robert Dunn, the surgeon remarks:

I was appointed to the convict ship Dunvegan Castle on the 8th of September 1829 and the Military Guard embarked on the 11th one of which I rejected on account of a long history of

⁵ Women on male transports were usually members of free settler families on their way out or family of the crew or guard.

illness I also inspected the ships crew in order to prevent as far as possible the contagion of infectious diseases being introduced into the ship as had been the case on my last voyage.⁶

Although not always reflected in the journals, this was one of the first duties of a transport's surgeon. Prior to the arrival of the guard or crew he would ensure that the prison and hospital were in fit condition for the transportation of the convicts. This involved not only victualling the vessel but also ensuring that all the necessary medication was boarded. The medical inspection of all on board did not, of course, detect the incubations of a disease which both the guard, convicts and free passengers might be carrying and which would later emerge once at sea. This medical inspection, however, was the first contact between the surgeon and his charges. Those convicts who become ill, will cease to be mere names on a list but acquire, both in life and death, a tangible physical presence for the reader.

So in what way can one "read" the social dialogical interaction between doctor and patient? Robert Dunn, on the *Dunvegan Castle*, is quite unique among the four journals I have looked into in depth. When examining each case he takes into account not only his own estimation of the illness, on a first inspection, but also gets the convict/guard to offer his opinion as to how he might have become ill. On the 7th of October 1829 he examines eighteen year old William Clark noting "Thinks the cold damp weather the cause of his complaint and says he has been ill for several days, but did not want to complain, thinking it would go off."⁷ Similarly, on the 5th of December James Fowler believes "the present hot sultry weather the cause of his complaint".⁸ Take the case of William Hunter, a member of the guard aged 28, with hepatitis who on examination says "he has been frequently troubled with the same complaint and was a short time back sent home from the East Indies on that account".⁹

Not only does this give a convict a "voice" rarely heard in official documents, but it reveals a careful and interested bedside manner and medical praxis, also evident in the fact that Dunn never let any of the men back into the prison or to guard duty unless convinced both by his own prognosis and that of his patient that they were fit. Thus, William Clark is noted as saying "thinks himself rather better this morning" shortly before being discharged.¹⁰ A comparison of the number of days spent in the hospital with, say, uncomplicated diarrhoea is longer than the average on the other three ships, hinting perhaps at Dunn's zealousness. But to return to the case of young William Clark who did not want to complain about his symptoms. His unwillingness to complain raises questions. Is it merely not to draw attention to himself in any way or is it the result of having been mistreated while on the hulk perhaps for complaining? Could it be a fear of close confinement in the infirmary

⁶ PRO ADM 101/20/6

⁷ PRO ADM 101/20/6

⁸ PRO ADM 101/20/6

⁹ PRO ADM 101/20/6

¹⁰ PRO ADM 101/20/6

and risk of possible contagion? We do not know and speculation will take us no further.

Dunn's skills as a surgeon were to be taxed to the full on this voyage. The *Dunvegan Castle* took 181 days to reach Sydney. During the month of November the ship was running under very light winds and thus all but becalmed in the tropics but everybody on board was more or less well. He reports "the thermometer was often as high as 100 in the prison at night"¹¹ Later, they began to move through cold damp weather and by the time they had been at sea 157 days the men, convict and crew, were in a bad way. There were multiple cases of scurvy, dysentery, diarrhoea among other ailments. The men, the convicts in particular, were suffering badly as debilitation and fevers also set in. Fresh water was running out and little lemon juice was left. Dunn takes action "I thought it my duty to instruct the Master to head to Hobart the nearest port in order to obtain water and refreshment".¹² It is to Dunn's credit that he only had four deaths on board especially when we consider his polite but stern note to his superiors:

I cannot conclude my report without stating for the information of your Honorable Board that the lemon juice was brought on board in casks instead of bottles. The consequence was that it was so thick ... that it had more the appearance of pure sark than anything I could compare it to. [The Convicts] loathed it that it was only that by standing by myself that I got them to drink it.¹³

Here we get a picture of a man who is able to hold his authority over his patients, yet behind his stern comment one senses that his sympathies were with his patients and his irritation with the authorities and their incompetence and thriftiness at the cost of human suffering. How Dunn was able to actually contain scorbutus in the way he did and with fermented lemon juice which could have adverse effects and certainly a reduced medicinal effect, is a feat of good practice. When he embarked only two cases of bottled lemon juice came on board and these he wisely set aside for the hospital. Dunn was not unique however, in having a traumatic voyage which required him to draw on all his skills and knowledge.

John Irving, surgeon superintendent on the *Canton*, on one occasion only, follows Dunn's bedside practice of allowing the patient to give his own version of what has happened. The patient, convict Dennis Glendenning, is suffering from tuberculosis of the lungs, and the story Irving elicits from him speaks for itself:

(...) he had been a soldier and for insubordination to his superior officer at the Island of Bermuda he was sentenced to seven years transportation. He had been much addicted to the use of spirits whilst in the army and at Bermuda he had frequent attacks of pneumonia from which he never had good recoveries. He was desirous of being sent to Australia, in the hope of his health improving in that mild climate, and purposely avoided reporting himself unwell to the Surgeon of the Hulks at Portsmouth, in order that he might better accomplish his purpose.¹⁴

¹¹ PRO ADM 101/20/6

¹² PRO ADM 101/20/6

¹³ PRO ADM 101/20/6

¹⁴ ADM 101/15/9

Here is a man who deliberately chooses to hide his illness in order to get himself transported. This raises a number of questions about which one can only hypothesise, but how many ill men actually did the same when on the hulks so as to guarantee their transportation for whatever motive? Given that transportation had largely replaced the death penalty, it also begs the question as to how many individuals deliberately sought conviction for reasons known only to themselves. Glendinning's story and clearer identity are only made available to us by the journal. As far as the officials were concerned, the motives behind his holding back vital information regarding his health while on the hulk would have been of no consequence and would have been passed over, if read at all. Glendenning did not survive the journey. Irving seems to have been a thoughtful and caring doctor in his dealings with the sick men. Realising from the beginning that Glendenning was not going to survive he arranges from "the commencement of his illness a careful steady person" to be "appointed to attend on him alone"¹⁵ For Irving, like Dunn, these men are not mere numbers on a nosological tally sheet, they are individuals with names, voices and identity.

James Wilson, Surgeon Superintendent on the *Lady Kennaway*, was confronted by a rising number of cases of dysentery and scorbatus as the journey was taking considerably longer than expected. He took immediate action by writing to the Master:

On the 25th of July we had 13 persons on the sick list When taking into consideration the character of the disease which had manifested, and the probability of their numbers being much increased in the course of the long voyage still before us. I deemed it my duty to write the following letter to the Master of the ship. — Sir, the disease scurvy having attacked some of the convicts and there being four aged convicts at present labouring under atrophy.

It is my direction that you carry the ship under your command into the harbour of Bahia it being the one nearest. Mooring her at some considerable distance from the shore. (...) And there take on Board such Refreshment as may be directed for Ministry of the progress of the said complaints. (...)

Wilson continues his report:

The Guard and Convicts had fresh meat and Vegetables, with 3 oranges daily while in Port and on Sailing we took on Board 6 fine Bullocks With a Proportion of Vegetables for use at Sea, and some Soft Bread and Oranges for the Use of the Sick, I ought to have stated that the Guard and Convicts had soft Bread supplied them in Port. They were six days in harbour.----And the Happy Effects which the Refreshment procured at "Bahia" had upon the general Health not only of / whose number were reduced from 13 to 6 / But which extended its Influence over all Would I mainly Attribute the much higher state of Health in Which the Convicts were landed at Sydney than that they were in When they Embarked in England.-----

And so strongly is this impressed upon my Mind that I am of the opinion that much Suffering would be Prevented if Convict ships were to call at some Port for Refreshment between England and New S. Wales.¹⁶

¹⁵ ADM 101/15/9

¹⁶ PRO ADM 101/20/6

Wilson's report, apparently precise and carefully worded, is undershot with tension and frustration. Like all medical practitioners, uppermost in Wilson's mind is the need to reduce unnecessary suffering of the kind he had witnessed in his infirmary, by calling in at ports along the route to take on fresh food but he is confronted by a government which is not only cost cutting, but also wants fast shipments, a safe delivery of a healthy human cargo and remains seemingly unaware of the suffering caused by such policies. Wilson, like Dunn seven years earlier, was fortunate, eventually landing in Sydney with a death toll of only four men. In spite of Wilson's suggestion, the ships continued to make the fastest non-stop voyages possible.

Death and the way the surgeon superintendent refers to it in his journals is also revelatory of the existence of certain kinds of emotions, bedside manners and interaction with the dying man. A cursory reading of ten journals has thrown up two kinds of medical voices. The first projects a purely "medical" distancing using "died at...", "expired at...", or just "Dead". The second is that of the practitioner who allows his medical and possibly even emotional involvement with the patient to reflect itself in statements such as "was finally released...", "death prevented further suffering". We must not, however, conclude that the distanced statement of death by no means signifies the surgeon was cold or uncaring. In most cases the tone used probably responded to the natural medical ethic of writing up a scientific medical case history.

For many of the surgeon's, their dealings with the patient ended either with discharge or death, others did carry out occasional autopsies butJohnston, Surgeon on the *William Miles*, carried out a post mortem on all four men who died on his ship. The post mortems were thorough indeed, such as that carried out on nineteen year old Henry Slaverly who died of dysentery complicated by scurvy:

Abdomen, liver enlarged gall bladder full of very dark bile several ecchymosis¹⁷ over the small and large intestines vascularity ulcers in the colon close to the rectum colon very much contracted ulceration dark green with minute red specks. considerable swelling of the knee joints. But no discolouration had many ecchymosis over his body this man had been a very powerfull (sic) man and accustomed to a full diet and from his great despondence had suffered more than many and I have no doubt was a strong exciting cause for the scorbustic symptoms.¹⁸

Johnston's medical practice is of a good standard judging by his journal, but his meticulousness and need to know the exact cause of death probably leads him to carry out post mortems in every case thereby creating a full medical history of the deceased patients. Slaverly's post mortem tells us more than meets the eye as the surgeon records the mental state of the patient, his despondency resulting from a poor diet and his having suffered more than most before death. Here we have a man who is evidently suffering from severe depression as a result of his incarceration. Johnston attributes this to his diet, but reading underneath the text, it would also

¹⁷ Bruise like marks both on the skin and interior organs

¹⁸ PRO ADM 101/75/1

seem to suggest a whole host of other reasons, departure into the unknown, loss of family and friends, uncertainty regarding both his future and possible survival and so on.

So what is it that the surgeons' journals are beginning to reveal to us? It is possible to surmise that the work done by many of the surgeons provided them with an opportunity to broaden their scientific knowledge thanks to the continued observation of illness among individuals suffering from severe deficiencies both physical and psychological. Nonetheless, it is also a fact that, thanks to these journals, names appear materialised in infirm bodies which are rescued from anonymity in the overcrowded prison holds, to appear on the pages of a journal in which a name and a number becomes a human being with his/her own unique identity. Both illness and death define the life of each of these individuals and it is now our duty to return them to the pages of history.

References

- Carter, Paul. 'Spatial History.' in. Bill Ashcroft, Gareth Griffiths, and Helen Tiffin, eds *The Post-Colonial Studies Reader*. New York: Routledge, 1995, 375–77.
- Hume, David. *A Treatise of Human Nature*, Chapter Five p.1 Rendered into HTML on Wed Jul 16 14:20:24 2003, by Steve Thomas for The University of Adelaide Library Electronic Texts Collection. No page numbers on HTML version.
- Lowenthal, David. *The Past is a Foreign Country*. Cambridge: Cambridge University Press, 1985.
- Maxwell, William. *So Long See You Tomorrow*. New York: Ballantine, 1980.
- Rackham, Oliver. *Trees and Woodland in the British Landscape: The Complete History of Britain's Trees, Woods and Hedgerows*. London: Phoenix Press, 2001.

Ethnologische Ansätze unter Deutschsprachigen in Australien, Neuseeland und Papua Neuguinea Regina Ganter, Griffith University, Brisbane

Unter dem Einfluss von „Native Title“-Forschungen sind in der australischen Ethnographie auch wieder missionarische Quellen ins Blickfeld gerückt, die lange vernachlässigt wurden, weil sie einerseits zu sehr von ihren eigenen Zwecken gefärbt waren und andererseits die „Kampflinien zu klar gezogen waren“ (Anderson 1995:1). Missionare gehörten zu den frühesten Ethnographen und wurden im 19. und frühen 20. Jahrhundert oft als ethnographische Quellen herangezogen - gelegentlich ohne Anerkennung (z.B. Berndt 1972, siehe Veit 2004:105) -, was allerdings oft dazu führte, dass religiös-moralische Beurteilungen in die Beschreibungen einflossen (Ganter 1999). Die ‚Kampflinien‘ haben sich inzwischen entkrampft, und das Lutherische Archiv in Adelaide verzeichnet nun einen wachsenden Benutzerverkehr, der „nicht nur aus unseren Leuten“ mehr besteht (Louis Zweck, Vorsitzende, Friends of the Lutheran Archives, Adelaide, persönliche

Kommunikation, September 2005). Es ist inzwischen unbestritten, dass ohne die linguistische Tätigkeit der deutschsprachigen Missionare in Südaustralien keine der südaustralischen Aboriginal-sprachen, die inzwischen an Schulen und Universitäten gelehrt werden (Dieri, Arrernte, Ngarrindjerri und Kaurna), heute noch beständen (Amery 2005, Gale 1997).

Die Sprachgewandtheit und sprachliche Zuwendung der deutschen Missionare ist schon längst anerkannt worden, sie erfordert jedoch eine etwas fundiertere Erklärung als nur den Hinweis auf „nationales Temperament“ (Reece 1974), gerade wenn die Nation, deren Temperament damit charakterisiert werden soll, sich eben erst formierte. Es ist sicher im Interesse der Australienstudien, die Beiträge der nicht-anglophonen Gemeinden und Individuen hervorzuheben, und zwar nicht als interessante, aber im Grunde belanglose Randerscheinung, sondern als zentraler Bestandteil einer grundsätzlich poly-ethnischen Gesellschaft.

Auch unter dem Schirm anglophoner missionarischer Tätigkeit - wie durch die *Church Mission Society* (seit 1825) und die *Society for the Propagation of the Gospel* und deren Vorgängerin, die *Society for the Propagation of Christian Knowledge* - wurde auf deutschsprachige Rekruten zurückgegriffen, gerade weil frühe missionarische Tätigkeit in Australien besonders von den Freikirchen und Pietisten getragen wurde, die sich transnational und konfessionell orientierten. Der Zuwachs an deutschsprachigen Missionaren in Victoria, und dadurch später in Queensland, wurde eingeleitet durch die ungewöhnliche, außer-militärische Besetzung des Gouverneurspostens durch ein Mitglied der LaTrobe-Familie, die zur Führung der *Unitas Fratrum* (*Moravian Church*) gehörte, mit engen Verbindungen zu der interkonfessionellen *London Missionary Society* (seit 1795), die wiederum engen Kontakt mit den deutschen protestantischen Freikirchen unterhielt. Die Einwanderung deutscher Altlutheraner nach Südaustralien von 1839 hatte ähnliche Auswirkungen, insbesondere im Nordterritorium (das bis 1911 von Südaustralien verwaltet wurde). Auch die evangelischen Landeskirchen folgten dem Beispiel der Pietisten, Missionare in den australasiatischen Raum zu versenden, allerdings mit größeren Vorbehalten gegenüber der Verflechtung mit kolonialen Strukturen (Fuhrmann 1994), und der Vatikan setzte spanische und deutsche Katholiken in Westaustralien ein. Deutschsprachige Missionare sind also in der australischen Geschichte keineswegs eine Randerscheinung: Namen wie Hagenauer in Ramahyuck, Schwarz in Hopevale, Strehlow in Hermannsburg oder Raible in Broome sind immer noch sehr lebendig im indigenen Gedächtnis.

Gibt es also strukturierte Unterschiede zwischen deutsch- und englischsprachigen ethnologischen Ansätzen? Das überwältigende Volumen an Literatur über die Geschichte und Auswirkungen des Kolonialismus in Australien stellt diese Frage eigentlich nicht. Trotzdem habe ich den Eindruck, dass die staatsgeschichtlichen, kulturellen und intellektuellen Formationen der deutsch- und englischsprachigen so tiefgreifende Differenzen aufweisen, dass sie sich auch im ethnologischen Ansatz bemerkbar machen mussten. Die Grundhypothese meines neuen

Forschungsvorhabens ist, dass die hermeneutischen Bedingungen dieser zwei Sprachlandschaften aufgrund recht verschiedener philosophischer und kultureller Grundsätze unterschiedliche Vorstellungen des Indigenen erzeugten. Mit Blick auf diese Hermeneutik bemerkt Walter Veit, dass „deutsche Literatur in Australien ganz anders gelesen wird als in deutschsprachigen Ländern“ (2004:92), und George Stocking verweist auf die unterschiedliche Begegnung mit dem ‚Anderen‘ (other, alter, Fremden), die aus unterschiedlichen nationalen und kolonialen Entwicklungen entsteht (1984:5).

Intellektuelle Traditionen

Während in der deutschsprachigen Tradition, geprägt von Kant und Hegel, Philologie und Sprache einen hohen Stellenwert einnimmt, ist die anglophone Tradition eher, unter dem Einfluss von John Locke und John Stuart Mill, von einer Ausrichtung auf politische Ökonomie und utilitaristische Erklärungen der Kultur gezeichnet. Hegels Dialektik ist schon grundsätzlich auf Veränderung, nicht *Stasis*, ausgerichtet und in Kants Wissenschaftsverständnis (idiografische und nomothetische Wissenschaft) werden die ‚arts and humanities‘, die im englischen schon durch die Wortwahl von den ‚sciences‘ abgegrenzt sind, gleichgestellt und einbezogen. Dadurch ist in der seriösen Wissenschaft Raum geschaffen für die Untersuchungen der Romantiker, die sich - wie Goethe, Herder, die Brüder Grimm oder Brentano und Arnim - den volkstümlichen Liedern, Geschichten und Gedichten widmeten. Herder und Wilhelm von Humboldt formulierten schließlich die kulturelle Zentralität der Sprache als Seelenspiegel des Volkes.

Solche unterschiedlichen philosophischen Traditionen treten auch in anthropologischen Ansätzen zutage: In der Anthropologie findet die Suche nach natürlichen Gesetzen in der Sozialwissenschaft ihren Ausdruck in einem eher funktionalistischen Verständnis der Familie [Kinship], während der deutsche Historismus zu einem eher verständnisvollen Anlauf an familienbezogene Sozialsysteme führte (Zengotta 1984). Auch im Aufgreifen des Evolutionsgedankens zeigen sich Unterschiede: Die funktionalistische Erklärung einer Kultur (die davon ausgeht, dass eine Kultur in ihre Umwelt perfekt eingepasst ist) begünstigt eine statische Auffassung, in der Veränderungen eher ungewöhnlich sind, während die historistische Ausrichtung *per se* nach Veränderungen fragt. Der historistische oder diffusionistische Ansatz führte zur Kulturkeistheorie, die von Ratzel, Frobenius, Graebner, Ankermann und Schmidts *Anthropos* getragen wurde, während bei Edward Burnett Tylor, Lewis Henry Morgan und Herbert Spencer die deterministische Idee der kulturellen Evolution den Sieg davontrug, die Veränderungen dadurch erklärt, dass alle Gesellschaften durch die selben Stadien reifen müssen.

Nationale und koloniale Entwicklungen

Während sich das Konzept des deutschen Reiches oder Kaiserreiches in erster Linie auf die Bemühungen bezieht, eine nationale Einheit aus disparaten Staaten zu

bilden, ist das *British Empire* gleichsam ein Begriff für den Kolonialismus. Die anglophone Erfahrung mit Indigenen erwuchs hauptsächlich aus kolonialen Siedlergesellschaften. Polygenistische und evolutionistische Auffassungen fanden hier gute Resonanz, weil sie einer- seits eine gleichsam theologische Abgrenzung ermöglichten und andererseits den Untergang der indigenen Bevölkerung schon voraussagten (Turnbull, forthcoming). In Deutschland, wo die Phase kolonialer Macht nur drei Jahrzehnte lang währte, konnte sich eine reichhaltige romantische Literatur den kolonialen Fantasien widmen. Deutsche konnten so „auf dem Zaun sitzend“ die kolonialen Aktivitäten anderer kritisieren (Zantop 1997).

Die Begegnung mit dem „Anderen“ war von diesen nationalen Entwicklungen ganz unterschiedlich gezeichnet. In der anglophonen Welt war der „Andere“ hauptsächlich der kolonisierte Indigene, während auf dem europäischen Kontinent als der nächstliegende „Andere“ eigentlich der Jude galt. In der „jüdischen Frage“ galt es, physische und soziale Unterschiede zu erklären, so dass sogar Max Nordau, Vorsitzender der Zionistischen Weltorganisation, wissen wollte, „wie das Volksmaterial beschaffen ist“ (1901, zitiert von Efron in Gilman und Zipes 1997:296). Jüdische Wissenschaftler und Autoren selbst akzeptierten ein Bild des Juden als grundsätzlich *anders*, und zwar mit einer gewissen Neigung zur Psychopathologie (wie Schizophrenie, Hysterie, Neurasthenie) ausgestattet. Raffael Becker erklärte die „jüdische Nervosität“ durch die Erosion ihrer ethnischen Identität (1918), und Moritz Goldstein (1912) erklärte, dass die „psychohistorische Tragödie der akkulturierten Juden“ in ihrer chronischen Kondition von Zwiespalt und Zersplitterung läge. Ganz anders als der Herrenvolksgedanke begünstigten solche Selbsteinschätzungen eine völlig andere Resonanz dem (kolonisierten) Indigenen gegenüber, wovon Franz Boas Kulturrelativismus ein Ausdruck ist. Auch sexologische wissenschaftliche Ansätze (Ivan Bloch, Magnus Hirschfeld, Max Marcuse, Alfred Moll, Alfred Blaschko, Sigmund Freud, Wilhelm Reich) entsprechen in gewissem Maße diesem Selbstbild und fanden sich ebenfalls in ethnologischen Ansätzen wieder. Beiträge zur Sexologie der Aborigines wurden von Walter Roth verhängnisvoll ungünstig „Ethnopornographie“ genannt und von Basedow und Schidloff unter der Bezeichnung *Venus Oceania* veröffentlicht (Burton 1935).

Das von Stanner so genannte „große australische Schweigen“ über die Geschichte der Aborigines ist inzwischen längst durchbrochen, aber in Deutschland besteht durchaus noch ein peinliches Schweigen über die Darlegung einer jüdischen Partizipation in der kulturellen, wissenschaftlichen und Ideengeschichte, und es ist tatsächlich problematisch, heute noch einmal das Konzept des ‚Juden‘ aufzugreifen, obwohl dies durchaus ein geschichtlicher Begriff ist und deswegen auch der geschichtlichen Aufarbeitung gewachsen sein sollte.

Ein Forschungsprogramm

Aufgrund all dieser Überlegungen plane ich ein Forschungsvorhaben, das die Unterschiede zwischen englisch- und deutschsprachigen ethnologischen Ansätzen aufzeigen, demonstrieren und erklären kann. Zum Beispiel zeigt Barbara Murray (2004) solche Unterschiede schon in den *Anleitungen für wissenschaftliche Beobachtungen auf Reisen* (Neumayer 1875), die in Deutschland publiziert wurden, und sich von den britischen Anleitungen (1874) dadurch unterschieden, dass ein gewisser, von Alexander von Humboldt inspirierter, ökologischer Ansatz und ein von Herder und Goethe gefärbter hermeneutischer Ansatz an die Kultur darin zu tragen kamen.

Meine Ausgangshypothese ist, dass unterschiedliche intellektuelle Traditionen und Formationen in den zwei Sprachlandschaften auftreten, die sich in ethnologischen Ansätzen bemerkbar machen und durch ethno-graphische und missionarische Tätigkeiten, Vorstellungen und Praktiken ertastet werden können: durch eine Ethnographie der Ethnographen.

Der überragende Unterschied zwischen deutsch- und englischsprachigen Ansätzen bestand in einer stark philologischen Ausprägung mit besonderer Aufmerksamkeit gegenüber dem „Volksgut“. Die Zuwendung zu den Lokalsprachen, die solche Sprachen zugleich bewahrt, aber auch standarisirt und reformiert, hat in der protestantischen Bewegung eine lange Tradition. Schon im 9. Jahrhundert entwarfen die Vorgänger der Moravischen *Unitas Fratrum* das slavonische Alphabet, und Jan Hus codifizierte die tschechische Sprache durch eine Bibelübersetzung um 1400, während Luthers Bibelübersetzung (1534) die Standardisierung der deutschen Sprache vorantrieb (Dorotheos 1985). Es blieb ein fester Anspruch der Lutheraner, „den Heiden in ihrer eigenen Sprache zu predigen“ und dem Volk, seiner Sprache und seiner Kultur besondere Aufmerksamkeit zu schenken (Müller 1989 vol. 19:87). Die kirchlich getragenen deutschen Universitäten entwickelten eine starke Ausrichtung der missionierenden Theologie, um das Binnenland konfessionell zu kolonisieren, und die kirchlichen Führungskräfte erhielten ihre tiefere Ausprägung in solchen Institutionen. Zum Beispiel der Gründer der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft Wilhelm Löhe studierte an der protestantischen Bayerischen Friedrich-Alexander-Universität und ließ sich von Goethe, Schiller, Schelling und Ranke zu historischen und philologischen Ansätzen inspirieren (Galling 1961 vol. 5:779).

Die später entstehenden Missionsseminare für die „Heidenmission“, die Aspiranten von weniger betuchten Familien eine schnellspurige Ausbildung zur Ordination anboten, orientierten sich ebenfalls an diesen intellektuellen Traditionen. Zu den Bibelsprachen Latein, Griechisch und Hebräisch gesellten sich auch Sprachen aus dem Missionsfeld wie Chinesisch (Cantonesisch), Tamil, Englisch oder Französisch, so dass besonders die Lutheraner eine solide Grundlage im grammatischen Verständnis erhielten.

Auch andere Ansätze können auf diese Weise vermittelt worden sein. Zum Beispiel war Samuel Hahnemann, der Begründer der homeopathischen Medizin, wie Löhe ein Student der Friedrich-Alexander-Universität, und es bestanden enge Kontakte zwischen der Herrnhuter Brüdergemeine und Hahnemann. Solche Ansätze übertrugen sich auch auf englischsprachige Wissenschaftler, die in Deutschland studierten, wie Herbert Basedow, W.H.R. Rivers und W.R. Smith (*Lectures on the Religion of the Semites*, 1884). Der erste Weltkrieg reduzierte solche Beziehungen sehr spürbar, aber Spannungen hatten sich auch schon vorher bemerkbar gemacht, wie in den unfreundlichen Beziehungen zwischen Alfred Cort Haddon und Rudolf Virchow, Protektor Archibald Meston und Missionar Nikolaus Hey, Protektor Neville und den Pallotinern in Westaustralien, oder Protektor Baldwin Spencer und Carl Strehlow. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit klar unterscheidbare Wissens- und Kontaktnetzwerke unter den Ethnographen, Verwaltern und Missionaren im Feld aufrechterhalten wurden.

Die stärkere Ausrichtung unter den Deutschsprachigen zu den Lokalsprachen, zur Dokumentation der Folklore und zu Auffassungen der Menschengeschichte, die sich nicht gleich so stark an Darwins Evolutionsgedanken orientierten wie unter anglophonen Ethnographen, können auf unterschiedlich operierenden Mentalitäten beruhen, wobei allerdings auch die Rezeption solcher Praktiken und Ideen in der anglophonen Gesellschaft mitgespielt haben dürfte: die Konversationen, Kritik, Informationen, die im Feld - im Umgang mit der kolonialen Gesellschaft - zusammengetragen wurden.

Gegen das Bild eines prägenden Unterschiedes fungieren auch die sozialen Unterschiede zwischen den Deutschsprachigen im anglophonen Feld. Die Charakterisierung von Missionar Frank Nissl z.B., dass „er wusste, was es bedeutet, arm zu sein“ (Byrne 1989:15), trifft auch auf einige andere Figuren zu, wie Missionar Hey in Mapoon oder die Sammlerin Amalie Dietrich. So bekannt war der unvorteilhafte Hintergrund vieler in den Seminaren ausgebildeter Missionare, dass John Dunmore Lang einmal mit typischer Unverfrorenheit bemerkte, dass in Australien jeder „Tom Dick and Harry“ Missionar werden konnte (*The Colonist* 12/11/1835), eine Rolle, die natürlich auch vielfältige Gelegenheiten zum sozialen Aufstieg mit sich bringen konnte (Gunson 1978, Ganter 1999). Differenzen, die unter den Deutschsprachigen aus konfessionellen, sozialen und regionalen Unterschieden entstammen, müssen also auch ins Bild gerückt werden, um die Karikatur eines nationalen Stereotyps zu vermeiden.

Dieses Forschungsprojekt möchte ich als internationale Vernetzung von wissenschaftlichen Beiträgen verstehen, so dass ich mich über Anregungen und Kontakte freuen würde: R.Ganter@griffith.edu.au

Literatur

- Amery, Rob, 2004. ‘Beyond their expectations: Teichelmann und Schürmann’s efforts to preserve the Kaurna Language continue to bear fruit’ in: Walter Veit, Hrsg., *The*

- Struggle for Souls and Science – constructing the Fifth Continent: German missionaries and scientists in Australia.* Alice Springs: Strehlow Research Centre Occasional Paper 3, 9-28.
- Anderson, Chris, 1995. *Politics of the Secret*. University of Sydney: Oceania Monograph 45.
- Berndt, Ronald, 1972. 'Vie traditionelle des Aborigènes d'Australie' *Encyclopédie de la Pléiade*.
- Burton, R., Hrsg., 1935. *Venus Oceania*. N.Y.: Oceania Research Press. (Nur für Abonnenten gedruckt.)
- Dorotheos, Metropolitan, 1985. 'The Influence of the Moravian Church on the Orthodox Church in Czechoslovakia' *International Review of Mission* (74) 294, 219f.
- Fuhrmann, Andreas, 1994. 'White fella coming' – Aborigines und deutsche protestantische Missionare in Australien. Diss., Wilhelms-Universität Münster.
- Gale, Mary-Anne, 1997. *Dhangum Djorra'wuy Dhäwu – A history of writing in Aboriginal languages*. Adelaide: Aboriginal Research Institute, University of South Australia.
- Ganter, Regina, 1999. 'Letters from Mapoon' *Australian Historical Studies*, (30) 13, 267-285.
- Gilman, Sander und Jack Zipes, 1997. *Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture, 1096-1996*. New Haven: Yale.
- Gunson, Niel, 1978. *Messengers of Grace: Evangelical missionaries in the South Seas 1797-1860*. Melbourne: Oxford University Press.
- Müller, Gerhard, Hrsg., 1976-2005. *Theologische Realencyklopädie*. 36 Bände. Berlin: Walter de Gruyter.
- Murray, Barbara, 2004. 'Georg Balthasar von Neumayer's Directives for Scientific Research' in Walter Veit, Hrsg., *The Struggle for Souls and Science – Constructing the Fifth Continent: German Missionaries and Scientists in Australia*. Alice Springs: Strehlow Research Centre Occasional Paper 3, 130-142.
- Reece, Robert, 1974 *Aborigines and Colonists*. Sydney: University of Sydney Press.
- Smith, William R., 1884. *Lectures on the Religion of the Semites*. London.
- Stocking Jr, George W., 1984. *Functionalism historicized: Essays on British Social Anthropology*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Turnbull, Paul (im Druck) 'British anthropological thought in colonial practice: the appropriation of Indigenous Australian bodies, 1860-1880' in B. Douglas and C. Ballard, Hrsg., *Foreign Bodies: Race in Oceania*.
- Veit, Walter, Hrsg., 2004. *The Struggle for Souls and Science – constructing the Fifth Continent: German missionaries and scientists in Australia*. Alice Springs: Strehlow Research Centre Occasional Paper.
- Zengotta, Thomas de, 1984. 'The functional reduction of kinship in the social thought of John Locke' in George W. Stocking Jr *Functionalism historicized: Essays on British social anthropology*. Madison: University of Wisconsin Press: 10-30.

**Vom unterschiedlichen Umgang mit dem Tod
Über die Unterschiede von Nachrufen und in der Berichterstattung
von Todesfällen in den australischen und deutschen Medien**

Beate Josephi und Christine Müller, Edith-Cowan University, Perth

1. Fragestellung

Stirbt ein deutscher Soldat beim Einsatz in Afghanistan, erfährt die deutsche Öffentlichkeit zwar von seinem Tod, nicht aber seinen Namen und schon gar nicht die Reaktionen der Anverwandten zu diesem Unglück. In Australien dagegen sind Name, Lebenslauf und auch Fotos des Verstorbenen und seiner Angehörigen am nächsten Tag in der Presse zu finden (Skehan, 2005). Nicht immer artet der Tod eines Soldaten zu einem derartigen Medienspektakel aus wie der des im Iraq im April 2006 verstorbenen Private Jake Kovko, wo zudem zuerst die falsche Leiche nach Australien überführt wurde (Chong, 2006; Age, 2006). Aber allein die Tatsache, dass sich in Australien der Medienblick sofort auf die Hinterbliebenen richtet, während diese in Deutschland laut Pressekodex gar nicht angesprochen werden dürfen, zeigt, dass es in diesen beiden westlichen Ländern sehr unterschiedliche Sensibilitäten im Umgang mit der Berichterstattung von Verstorbenen gibt.

Zur Untersuchung dieser Unterschiede wurden für die vorliegende Arbeit australische und deutsche Nachrufe bzw. die Berichterstattungen nach Todesfällen herangezogen. Um eine wissenschaftlich vergleichbare Basis zu finden, wurden nicht die Todesnachrichten einzelner Prominenter für diese Studie ausgewählt, sondern die Nachrufe und Berichterstattungen nach Terroranschlägen und Unglücksfällen, die erstens zahlreicher sind und bei denen zweitens zumeist Normalbürger starben, die anderenfalls nicht mit einem Nachruf bedacht worden wären. Die bis dato grösste Sammlung solcher Nachrufe wurde in der *New York Times* nach den Anschlägen auf das World Trade Centre am 9. September 2001 in der eigens geschaffenen Rubrik *Portraits of Grief* veröffentlicht (*New York Times*, 2001).

Als am 12. Oktober 2002 202 Menschen durch das Explodieren zweier Autobomben vor dem Sari Night Club und Paddy's Bar auf Bali starben – 88 davon Australier (BBC, 2002) – publizierte die überregionale australische Zeitung, *The Australian*, dem Beispiel der *New York Times* folgend, einen Nachruf für jedes der australischen Opfer (*Australian*, 2002). Unglücke ähnlichen Ausmasses in Deutschland waren der Bombenanschlag auf die Synagoge auf der tunesischen Insel Djerba im April 2002, bei dem 16 deutsche Touristen starben, sowie zwei Jahre

zuvor im Juli 2000 der Absturz einer Concorde in Paris, der alle 96 deutsche Urlauber und Besatzung in den Tod riss.

Um die Unterschiede sowie deren Gründe in der Berichterstattung zu erfassen, wurden für die vorliegende Studie die medienrechtlichen und die medienethischen Voraussetzungen in den beiden Ländern betrachtet, ebenso wie eine quantitative und qualitative Analyse der Nachrufe durchgeführt, wobei sich auch ein Vergleich mit den *Portraits of Grief* der *New York Times* anbot.

2. Nachrufpraxis in der englischsprachigen Welt

Während es in der englischsprachigen Welt eine Nachrufpraxis gibt, die auf eine jahrhundertelange Tradition zurückgreift (Stark, 2004), ist dies in Deutschland nicht der Fall. Viele englische, amerikanische und australische Zeitungen haben Nachrufrubriken, die man in deutschen Zeitungen – mit Ausnahme des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* – vergeblich sucht. Hier finden sich Todesnachrichten in dem Zeitungsteil, in dem auch sonst von dem prominenten Verstorbenen berichtet wurde, wie zum Beispiel auf den Wirtschafts- oder Feuilletonseiten.

Diese unterschiedlichen Handhabungen in Australien und Deutschland haben ihren Ursprung in den Divergenzen des Medienrechts. In der angelsächsischen Welt, vornehmlich in Großbritannien und Australien, gibt es sehr strenge Diffamierungs- und Verleumdungsgesetze. In Australien „kann jede lebende Person oder jedes Unternehmen vor jeder Gerichtsbarkeit gegen Diffamierung klagen“ (Pearson, 2004: 180; unsere Hervorhebung). Nicht aber die Verstorbenen. Mit dem Tod tritt der Rechtsspruch „*Mors omnia solvit*“ (der Tod löst alles auf) in Kraft. Dies hat einen britischen Nachrufschreiber zu folgender Bemerkung gebracht: „You cannot libel the dead and, although you are not intent remotely on denigrating your subject, you are free for the first time from libel laws“ (Jones in Stark, 2004: 182). In der australischen und englischen Berichterstattung eröffnet somit der Tod die Freiheit zum ersten Mal über Dinge zu schreiben, die zu Lebzeiten dieser Person aus rechtlichen Gründen nicht hätten publiziert werden können. Diese neue Freiheit ist ein wichtiger Teil des reichen Nährbodens der englischsprachigen Nachrufe, wobei sich jedoch Unterschiede zwischen der englischen, amerikanischen und australischen Tradition herausgebildet haben.

Die deutschen Antidiffamierungsgesetze sind nicht so streng wie die britischen oder australischen, dafür aber sind die Vorkehrungen zum Schutz der Privatsphäre im Pressekodex des Deutschen Presserats sehr viel enger gefasst und beziehen die Angehörigen von Unfall- oder Katastrophenopfern mit ein (Deutscher Presserat, 2005a). Dies bedeutet allerdings nicht, dass man in deutschsprachigen Ländern der Toten nicht gedenkt. Im Gegenteil zu englischen und australischen Zeitungen sind große und teure Todesanzeigen ein Charakteristikum der deutschsprachigen Presse, wobei deren Inhalt ausschließlich von der Familie und von Freunden bestimmt wird.

3. Die australische Nachrufpraxis

Die australische Nachrufpraxis ist zwischen der britischen und der amerikanischen Tradition angesiedelt. Kurzgefasst sieht die britische Tradition den Nachruf als „a first stab at biography“ and „a first brisk judgement in the heat of the news“ (*Penguin Book of Journalism* zitiert in Stark, 2004: 19). „Judgement“ oder Urteil ist hier der entscheidende Begriff, da dies der erste Moment ist, in dem man in einer Offenheit über das Leben des Verstorbenen schreiben kann, die einem vorher verwehrt war. Die amerikanische Nachruftradition, wie sie in den führenden Blättern zu finden ist, versucht sich weniger an ersten Werturteilen sondern bemüht sich, die Daten und Fakten des Lebens in einer von den Prinzipien des Nachrichtenwertes geleiteten Form wiederzugeben. Ledbetter nannte es den „Nachrichten-versus-Essay Unterschied“ und beschrieb ihn folgendermaßen:

The *New York Times* and most American newspapers treat obituaries primarily as news stories. The *Times* always includes the cause of death near the top of the article and almost always includes the age of the deceased in the headline. The British broadsheet obituary more resembles an essay tacked onto a tombstone: The headline is usually just the person's name, with a one-line description, and then his birth and death dates at the very end. The cause of death is optional. (Ledbetter, 2002)

Australien steht zwischen diesen beiden Traditionen, was auch auf die Tatsache zurückgeführt werden kann, dass alle großen australischen Tageszeitungen Nachrufe aus amerikanischen oder britischen Zeitungen nachdrucken oder Teil der News Corporation sind, die als Syndikat für alle Artikel des Mediennimperiums fungiert. In seiner Dissertation über Nachrufpraktiken in Zeitungen in Australien, Großbritannien und den USA, hebt Stark den internationalen Charakter hervor, den Nachrufe in australischen Zeitungen aufgrund dieser Praxis haben (Stark, 2004: 286/7). Allerdings sind die wichtigsten Merkmale australischer Nachrufe für Stark „candid rendition and originality“ – ehrliche und offene Wiedergabe [des gelebten Lebens] und Originalität (Stark, 2004: 288).

4. Lives Cut Short

a) Quantitative Analyse

Ursprünglich wurde dieser Artikel als die Probe einer Behauptung Janice Humes, der Autorin von *Obituaries in American Culture* (2000), konzipiert. Hume hatte in ihrem Aufsatz „*Portraits of Grief*, Reflectors of Values: the *New York Times* Remembers Victims of September 11“ (2003) argumentiert, dass eine systematische Analyse von Nachrufen ein wertvolles Werkzeug für die Erforschung der Werte einer Gesellschaft darstellt, ein Verfahren, dass sie bei der Serie *Portraits of Grief* anwandte (Hume, 2003:167). Hume gibt zu, „obituary pages do not offer a clear and accurate reflection of society“, behauptet jedoch, dass diese trotzdem ein kleines Fenster darstellen „through which to view and better understand social values“ (*ibid*).

Um sich so eng wie möglich an Humes Forschungsparadigma zu halten, wurden für diese Recherche Katastrophen mit einer zahlenmäßig signifikanten Anzahl von Opfern gewählt, da diese einen größeren Querschnitt der Gesellschaft repräsentieren. Das bedeutet, dass Artikel über gewöhnliche Menschen vorliegen, die durch ihren Nach den Anschlägen auf Bali begann die überregionale Zeitung *The Australian*, dem amerikanischen Beispiel folgend, allen 88 australischen Todesopfern einen Nachruf unter dem Serientitel *Lives Cut Short* zu widmen. Unter der Überschrift „Sad Palace good-bye to a working class boy“ wurde von Adam Howard vier Tage nach dem Bombenattentat Abschied genommen. Sein Nachruf ist symptomatisch für die, die folgten.

He was a quintessential working-class boy. He loved his footy, his mates and betting on horses. But most of all, Adam Howard, a 27-year-old professional punter from Double Bay in Sydney, loved to party. So there was no need to convince the assistant coach and manager to join 11 of the other members of his beloved Coogee Dolphins rugby league team for their annual week-long party somewhere tropical.

Adam's father, Don Howard, said his oldest son loved to party. "He was big, he was loud," he said. "He was the life of the party. He also loved Bali, having been there several times before, and once with the Dolphins." (Bryden-Brown, *Australian*, 16 October 2002)

Wenn man die Nachrufe einer quantitativen Analyse unterzieht, so ist der Lieblingszeitvertreib von Adam Howard in der Tat eines der dominanten Themen in den Nachrufen *Lives Cut Short*.

Lives Cut Short Serie: Quantitative Analyse

- Love to party
- Love of sport
- Love of family and friends or mates
- Love of the outdoors
- Love of adventure

Mit je 32 Nennungen belegen „Love to party“ und „Love of sport“ gemeinsam den ersten Platz. Auf Platz 3 mit 24 Nennungen finden sich „Love of family and friends or mates“. An gemeinsamer vierter Stelle mit je 20 Nennungen finden sich „Love of the outdoors“ und „Love of adventure“. Diese Ergebnisse unterscheiden sich deutlich von denen, die von Hume als die fünf Hauptthemen in den *Portraits of Grief* identifiziert hatte (Hume, 2003: 169):

NYT Portraits of Grief Serie: Quantitative Analyse

- Devotion to family
- Passion, talent or interest outside work
- Work ethic
- Generosity, humor and humanity
- Good health and energy

Die Abweichungen zwischen den beiden Serien erlauben eine Hauptschlussfolgerung: Die in den Vordergrund gerückten Werte werden bei größeren Nachrufserien eindeutig vom Zeitpunkt und den Umständen des Unglücks, oder wie in den obengenannten Fällen, der Terroranschläge, beeinflusst, auch wenn Hume zugegebenermaßen mit der statistisch bedeutenderen Anzahl von 1800

Nachrufen gearbeitet hat. In der australischen Serie ist Lebensfreude der Schlüsselwert. Dieses Ergebnis überrascht nicht, da es sich bei den Opfern überwiegend um junge Leute handelte, die sich spät am Samstagabend in einer Bar und einem Nachtclub zusammenfanden. Dies spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass Freunde und „mates“ genauso wichtig oder wichtiger sind wie die Familie. Hierdurch wird auch die Tatsache unterstrichen, dass viele der Toten im Sari Night Club und in Paddy's Bar Singles waren und viele drei Amateurfußballklubs und einem Profiklub gehörten. „To be a good mate“ sein steht als Wert an sechster Stelle mit 18 Erwähnungen.

Im Bereich Arbeit zeigt es sich am deutlichsten, dass die Todesumstände ein bestimmendes Element für die Nachrufe sind. In der *Lives Cut Short* Serie wird Arbeit mit 12 Nennungen auf dem siebten Platz geführt, aber die Interessen außerhalb der Arbeit spielen in den Nachrufen den Todesumständen gemäss eine grössere Rolle. Die *Lives Cut Short* Serie hätte niemals ein Ergebnis bringen können, in dem Arbeitsmoral („work ethic“) als wichtiger Wert vorkommt. Bei den *Portraits of Grief* dagegen überrascht die Erwähnung von Arbeit nicht. Die Anschläge auf die Twin Towers fanden an einem Wochentag während der Arbeitszeit statt, als die meisten der Opfer an ihrem Arbeitsplatz waren oder, wie die Feuerwehrleute New Yorks, bei den Bergungsarbeiten starben. Es kann daher erwartet werden, dass ihrer Einstellung zur Arbeit – die bis zum Einsatz des eigenen Lebens ging – Bedeutung zugemessen wird. In Bali aber starben zumeist junge Leute, die vielfach dort mit ihren Sportvereinen einen Kurzurlaub verbrachten und dies spiegelt sich stark in den ihnen zugeordneten Werten wider. Man kann daraus schliessen, dass 1800 Nachrufe nicht als Repositum gesellschaftlicher Werte gesehen werden können, geschweige denn 88.

b) Qualitative Analyse

Was sich allerdings als Spiegelbild gesellschaftlicher Werte herausstellt, ist die Art in der die Nachrufe verfasst sind. In der qualitativen Analyse treten die Unterschiede zwischen den australischen und amerikanischen Nachrufen und besonders den deutschen Berichterstattungen sehr deutlich hervor. Die *Portraits of Grief* wurden mit der „Gold Medal for Public Service“ des Pulitzer Prizes ausgezeichnet (Pulitzer Prize, 2002), und man sah diese Serie als eine Hilfe „to heal ... a nation“ (American Reference Center, 2002). Einen solchen Status hat die *Lives Cut Short* Serie nie erreicht, was auch an den Produktionsumständen lag. Die *New York Times* hatte spezielle Reporter für die Aufgabe abgestellt, während 78 der 88 Nachrufe im *Australian* mit dem Namen des jeweiligen Autors versehen waren, woraus hervorgeht, dass sie von 28 verschiedenen Reportern geschrieben wurden.

Die *Portraits of Grief* zeichnen sich durch einen mitführenden, vorsichtigen Ton aus, wie der Auszug aus dem folgenden Portait zeigt

April Ginley knew she had a rare husband. If she was at work, Lt. John F. Ginley, a firefighter, managed the household, taking the dog to the vet or the children to the doctor. "He was a very

zuvor im Juli 2000 der Absturz einer Concorde in Paris, der alle 96 deutsche Urlauber und Besatzung in den Tod riss.

Um die Unterschiede sowie deren Gründe in der Berichterstattung zu erfassen, wurden für die vorliegende Studie die medienrechtlichen und die medienethischen Voraussetzungen in den beiden Ländern betrachtet, ebenso wie eine quantitative und qualitative Analyse der Nachrufe durchgeführt, wobei sich auch ein Vergleich mit den *Portraits of Grief* der *New York Times* anbot.

2. Nachrufpraxis in der englischsprachigen Welt

Während es in der englischsprachigen Welt eine Nachrufpraxis gibt, die auf eine jahrhundertelange Tradition zurückgreift (Stark, 2004), ist dies in Deutschland nicht der Fall. Viele englische, amerikanische und australische Zeitungen haben Nachrufblöcke, die man in deutschen Zeitungen – mit Ausnahme des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* – vergeblich sucht. Hier finden sich Todesnachrichten in dem Zeitungsteil, in dem auch sonst von dem prominenten Verstorbenen berichtet wurde, wie zum Beispiel auf den Wirtschafts- oder Feuilletonseiten.

Diese unterschiedlichen Handhabungen in Australien und Deutschland haben ihren Ursprung in den Divergenzen des Medienrechts. In der angelsächsischen Welt, vornehmlich in Großbritannien und Australien, gibt es sehr strenge Diffamierungs- und Verleumdungsgesetze. In Australien „kann jede lebende Person oder jedes Unternehmen vor jeder Gerichtsbarkeit gegen Diffamierung klagen“ (Pearson, 2004: 180; unsere Hervorhebung). Nicht aber die Verstorbenen. Mit dem Tod tritt der Rechtsspruch „*Mors omnia solvit*“ (der Tod löst alles auf) in Kraft. Dies hat einen britischen Nachrufscreiber zu folgender Bemerkung gebracht: „You cannot libel the dead and, although you are not intent remotely on denigrating your subject, you are free for the first time from libel laws“ (Jones in Stark, 2004: 182). In der australischen und englischen Berichterstattung eröffnet somit der Tod die Freiheit zum ersten Mal über Dinge zu schreiben, die zu Lebzeiten dieser Person aus rechtlichen Gründen nicht hätten publiziert werden können. Diese neue Freiheit ist ein wichtiger Teil des reichen Nährbodens der englischsprachigen Nachrufe, wobei sich jedoch Unterschiede zwischen der englischen, amerikanischen und australischen Tradition herausgebildet haben.

Die deutschen Antidiffamierungsgesetze sind nicht so streng wie die britischen oder australischen, dafür aber sind die Vorkehrungen zum Schutz der Privatsphäre im Pressekodex des Deutschen Presserats sehr viel enger gefasst und beziehen die Angehörigen von Unfall- oder Katastrophenopfern mit ein (Deutscher Presserat, 2005a). Dies bedeutet allerdings nicht, dass man in deutschsprachigen Ländern der Toten nicht gedenkt. Im Gegenteil zu englischen und australischen Zeitungen sind große und teure Todesanzeigen ein Charakteristikum der deutschsprachigen Presse, wobei deren Inhalt ausschließlich von der Familie und von Freunden bestimmt wird.

3. Die australische Nachrufpraxis

Die australische Nachrufpraxis ist zwischen der britischen und der amerikanischen Tradition angesiedelt. Kurzgefasst sieht die britische Tradition den Nachruf als „a first stab at biography“ and „a first brisk judgement in the heat of the news“ (*Penguin Book of Journalism* zitiert in Stark, 2004: 19). „Judgement“ oder Urteil ist hier der entscheidende Begriff, da dies der erste Moment ist, in dem man in einer Offenheit über das Leben des Verstorbenen schreiben kann, die einem vorher verwehrt war. Die amerikanische Nachruftradition, wie sie in den führenden Blättern zu finden ist, versucht sich weniger an ersten Werturteilen sondern bemüht sich, die Daten und Fakten des Lebens in einer von den Prinzipien des Nachrichtenwertes geleiteten Form wiederzugeben. Ledbetter nannte es den „Nachrichten-versus-Essay Unterschied“ und beschrieb ihn folgendermaßen:

The *New York Times* and most American newspapers treat obituaries primarily as news stories. The *Times* always includes the cause of death near the top of the article and almost always includes the age of the deceased in the headline. The British broadsheet obituary more resembles an essay tacked onto a tombstone: The headline is usually just the person's name, with a one-line description, and then his birth and death dates at the very end. The cause of death is optional. (Ledbetter, 2002)

Australien steht zwischen diesen beiden Traditionen, was auch auf die Tatsache zurückgeführt werden kann, dass alle großen australischen Tageszeitungen Nachrufe aus amerikanischen oder britischen Zeitungen nachdrucken oder Teil der News Corporation sind, die als Syndikat für alle Artikel des Mediennimperiums fungiert. In seiner Dissertation über Nachrufpraktiken in Zeitungen in Australien, Großbritannien und den USA, hebt Stark den internationalen Charakter hervor, den Nachrufe in australischen Zeitungen aufgrund dieser Praxis haben (Stark, 2004: 286/7). Allerdings sind die wichtigsten Merkmale australischer Nachrufe für Stark „candid rendition and originality“ – ehrliche und offene Wiedergabe [des gelebten Lebens] und Originalität (Stark, 2004: 288).

4. Lives Cut Short

a) Quantitative Analyse

Ursprünglich wurde dieser Artikel als die Probe einer Behauptung Janice Humes, der Autorin von *Obituaries in American Culture* (2000), konzipiert. Hume hatte in ihrem Aufsatz „*Portraits of Grief*, Reflectors of Values: the *New York Times* Remembers Victims of September 11“ (2003) argumentiert, dass eine systematische Analyse von Nachrufen ein wertvolles Werkzeug für die Erforschung der Werte einer Gesellschaft darstellt, ein Verfahren, dass sie bei der Serie *Portraits of Grief* anwandte (Hume, 2003:167). Hume gibt zu, „obituary pages do not offer a clear and accurate reflection of society“, behauptet jedoch, dass diese trotzdem ein kleines Fenster darstellen „through which to view and better understand social values“ (*ibid*).

Um sich so eng wie möglich an Humes Forschungsparadigma zu halten, wurden für diese Recherche Katastrophen mit einer zahlenmäßig signifikanten Anzahl von Opfern gewählt, da diese einen größeren Querschnitt der Gesellschaft repräsentieren. Das bedeutet, dass Artikel über gewöhnliche Menschen vorliegen, die durch ihren Nach den Anschlägen auf Bali begann die überregionale Zeitung *The Australian*, dem amerikanischen Beispiel folgend, allen 88 australischen Todesopfern einen Nachruf unter dem Serientitel *Lives Cut Short* zu widmen. Unter der Überschrift „Sad Palace good-bye to a working class boy“ wurde von Adam Howard vier Tage nach dem Bombenattentat Abschied genommen. Sein Nachruf ist symptomatisch für die, die folgten.

He was a quintessential working-class boy. He loved his footy, his mates and betting on horses. But most of all, Adam Howard, a 27-year-old professional punter from Double Bay in Sydney, loved to party. So there was no need to convince the assistant coach and manager to join 11 of the other members of his beloved Coogee Dolphins rugby league team for their annual week-long party somewhere tropical. ...

Adam's father, Don Howard, said his oldest son loved to party. "He was big, he was loud," he said. "He was the life of the party. He also loved Bali, having been there several times before, and once with the Dolphins." (Bryden-Brown, *Australian*, 16 October 2002)

Wenn man die Nachrufe einer quantitativen Analyse unterzieht, so ist der Lieblingszeitvertreib von Adam Howard in der Tat eines der dominanten Themen in den Nachrufen *Lives Cut Short*.

Lives Cut Short Serie: Quantitative Analyse

- Love to party
- Love of sport
- Love of family and friends or mates
- Love of the outdoors
- Love of adventure

Mit je 32 Nennungen belegen „Love to party“ und „Love of sport“ gemeinsam den ersten Platz. Auf Platz 3 mit 24 Nennungen finden sich „Love of family and friends or mates“. An gemeinsamer vierter Stelle mit je 20 Nennungen finden sich „Love of the outdoors“ und „Love of adventure“. Diese Ergebnisse unterscheiden sich deutlich von denen, die von Hume als die fünf Hauptthemen in den *Portraits of Grief* identifiziert hatte (Hume, 2003: 169):

NYT Portraits of Grief Serie: Quantitative Analyse

- Devotion to family
- Passion, talent or interest outside work
- Work ethic
- Generosity, humor and humanity
- Good health and energy

Die Abweichungen zwischen den beiden Serien erlauben eine Hauptschlussfolgerung: Die in den Vordergrund gerückten Werte werden bei größeren Nachrufserien eindeutig vom Zeitpunkt und den Umständen des Unglücks, oder wie in den obengenannten Fällen, der Terroranschläge, beeinflusst, auch wenn Hume zugegebenermaßen mit der statistisch bedeutenderen Anzahl von 1800

Nachrufen gearbeitet hat. In der australischen Serie ist Lebensfreude der Schlüsselwert. Dieses Ergebnis überrascht nicht, da es sich bei den Opfern überwiegend um junge Leute handelte, die sich spät am Samstagabend in einer Bar und einem Nachtclub zusammenfanden. Dies spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass Freunde und „mates“ genauso wichtig oder wichtiger sind wie die Familie. Hierdurch wird auch die Tatsache unterstrichen, dass viele der Toten im Sari Night Club und in Paddy's Bar Singles waren und viele drei Amateurfußballklubs und einem Profiklub gehörten. „To be a good mate“ sein steht als Wert an sechster Stelle mit 18 Erwähnungen.

Im Bereich Arbeit zeigt es sich am deutlichsten, dass die Todesumstände ein bestimmendes Element für die Nachrufe sind. In der *Lives Cut Short* Serie wird Arbeit mit 12 Nennungen auf dem siebten Platz geführt, aber die Interessen außerhalb der Arbeit spielen in den Nachrufen den Todesumständen gemäß eine größere Rolle. Die *Lives Cut Short* Serie hätte niemals ein Ergebnis bringen können, in dem Arbeitsmoral („work ethic“) als wichtiger Wert vorkommt. Bei den *Portraits of Grief* dagegen überrascht die Erwähnung von Arbeit nicht. Die Anschläge auf die Twin Towers fanden an einem Wochentag während der Arbeitszeit statt, als die meisten der Opfer an ihrem Arbeitsplatz waren oder, wie die Feuerwehrleute New Yorks, bei den Bergungsarbeiten starben. Es kann daher erwartet werden, dass ihrer Einstellung zur Arbeit – die bis zum Einsatz des eigenen Lebens ging – Bedeutung zugemessen wird. In Bali aber starben zumeist junge Leute, die vielfach dort mit ihren Sportvereinen einen Kurzurlaub verbrachten und dies spiegelt sich stark in den ihnen zugeordneten Werten wider. Man kann daraus schließen, dass 1800 Nachrufe nicht als Repositum gesellschaftlicher Werte gesehen werden können, geschweige denn 88.

b) Qualitative Analyse

Was sich allerdings als Spiegelbild gesellschaftlicher Werte herausstellt, ist die Art in der die Nachrufe verfasst sind. In der qualitativen Analyse treten die Unterschiede zwischen den australischen und amerikanischen Nachrufen und besonders den deutschen Berichterstattungen sehr deutlich hervor. Die *Portraits of Grief* wurden mit der „Gold Medal for Public Service“ des Pulitzer Prizes ausgezeichnet (Pulitzer Prize, 2002), und man sah diese Serie als eine Hilfe „to heal ... a nation“ (American Reference Center, 2002). Einen solchen Status hat die *Lives Cut Short* Serie nie erreicht, was auch an den Produktionsumständen lag. Die *New York Times* hatte spezielle Reporter für die Aufgabe abgestellt, während 78 der 88 Nachrufe im *Australian* mit dem Namen des jeweiligen Autors versehen waren, woraus hervorgeht, dass sie von 28 verschiedenen Reportern geschrieben wurden.

Die *Portraits of Grief* zeichnen sich durch einen mitfühlenden, vorsichtigen Ton aus, wie der Auszug aus dem folgenden Portait zeigt

April Ginley knew she had a rare husband. If she was at work, Lt. John F. Ginley, a firefighter, managed the household, taking the dog to the vet or the children to the doctor. "He was a very

involved parent, as far as even putting the kids on the school bus and braiding my daughter's hair," she said. He helped out in the classroom when his daughter, Taylor, 10, and son, Connor, 8, were younger, and he dressed up as a goblin in the gym for Halloween. (nytimes.com/pages/national/portraits/)

Ganz anders liest sich "Tragisches Ende von Mamas 'zweiter Kindheit'" im *Australian* (Strutt, 2002). Ms Knighton erinnert sich darin an eine Mutter, deren „zweite Kindheit“ – oder besser Jugend – ein abruptes Ende fand. Ihre Mutter, Tracy Thomas, arbeitete „seit kurzem als Bar Managerin in den Bronzewing und Wiluna Bergbaucamps nördlich von Kalgoorlie“ und hatte endlich Zeit „ihr eigenes Leben zu leben“.

"She even went to the extent of getting two tattoos and a nipple piercing between the ages of 40 and 41," Ms Knighton said.

At her daughter Lauren's birthday, Thomas partied harder than all of her children who "piked [sic] at midnight".

"The number of people that phone up afterwards and said, 'your Mum is so cool, I don't know any other mums who would go out and party with us until nine in the morning,'" Ms Knighton said. (Strutt, *Australian*, 3 December 2002)

Der Artikel schliesst mit der klischehaften Lobeshymne: „'Mum was seen as one of the most beautiful women to have graced the earth'" (Strutt, *Australian*, 3 December, 2002).

Der Nachruf für Tracy Thomas basiert, wie bei derartigen Artikeln üblich, auf Aussagen von Familie und Freunden – in diesem Fall der ältesten Tochter. Obwohl die Vorgehensweise bei der Beschaffung von Zitaten gleich der in anderen Ländern ist, resultierte daraus ein ganz anderer Nachruf. Es ist unvorstellbar, dass ein solch intimes Detail wie ein Brustwarzen-Piercing im Alter von 40 Jahren jemals in einer amerikanischen oder deutschen Zeitung erschienen wäre.

Ein Erklärungsgrund könnte in der Entstehungsgeschichte des Artikels liegen. Die Reporterin des oben zitierten Nachrufs war zu dem Zeitpunkt Volontärin (Strutt, persönliches Gespräch, 16.6.2005) und die Tochter der Verstorbenen höchstwahrscheinlich mit dem Umgang mit der Presse nicht vertraut. Diese ungewöhnlichen Umstände hätten zu einem in seiner Art einzigartigen und nicht verallgemeinernde Schlüsse zulassenden Nachruf führen können. Jedoch erschien ein sehr ähnlicher Artikel in der Melbourner Tageszeitung *The Age*. Dort hieß es, dass "Tracy eine Lotusblume auf ihren Arm tätowiert hatte und sich zu ihrem 40. Geburtstag die Brustwarze hatte piercen lassen" (*Age*, 2002). Dies macht den Artikel in der *Lives Cut Short* Serie nicht zu einem versehentlichen, sondern einem absichtlichen Nachruf, der die Öffentlichkeit einlädt, frei und offen die Erinnerung an eine lebensfrohe Mutter zu teilen, die noch einen Großteil ihres Lebens vor sich hatte. Der Artikel für Tracy Thomas bestätigt Starks Beobachtung, dass australische Nachrufe sich durch „candor and originality“ auszeichnen (Stark, 2004: 288).

Auch Starks drittes, australische Nachrufe auszeichnende Kriterium, „egalitarianism“ (ibid), findet sich in *Lives Cut Short*. Die Serie ist von einem

ausgeprägten Sinn für Egalitarismus durchdrungen, was durch die Tatsache unterstützt wurde, dass, anders als bei gängigen Nachrufen, kein Urteil über die Leistungen der Verstorbenen und ihren möglichen Platz in der Geschichte abgegeben werden musste. Unter den Personen, derer man sich erinnerte, sind ein Müllmann, ein Dachdecker, ein Möbelschreiner und viele andere, die bezeugen, dass Bali das erschwinglichste ausländische Ferienziel für Australier ist. Während die Nachrufe zumeist im Rahmen von *nihil nisi bonum* (über Tote nur Gutes) bleiben, verleihen ihnen die direkten Zitate von Familie und Freunden einen unverwechselbar australischen Charakter, die auch die Toten noch mit „good bloke“, „great mate“ oder „little bugger“ bezeichnen. Die Vitalität der Menschen, die im Sari Night Club tanzten, hat sich auf ihre Nachrufe übertragen.

5. Nachrufe in Deutschland

Die deutschen Fallbeispiele in dieser vergleichenden Arbeit sind der Concordeabsturz vom 25. Juli 2000 in Paris, bei dem 96 Menschen ums Leben kamen sowie der terroristische Anschlag auf eine Synagoge auf Djerba, Tunesien, bei dem 26 Deutsche, entweder vor Ort oder zu späterer Zeit in verschiedenen deutschen Krankenhäusern starben.

Anders als in der englischsprachigen Welt gibt es in Deutschland keine Nachrufkultur. Es gibt kein einziges journalistisches Lehrbuch, das sich mit dem Schreiben und der Bedeutung von Nachrufen beschäftigt (Brunn, 1999: 2). Dies ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, welch hohen Stellenwert Todesanzeigen sowohl für Hinterbliebene als auch Zeitungsleser haben. Quantitativ gesehen nehmen die von den Familien und Freunden der Verstorbenen bezahlten Todesanzeigen – und hier hängt die Größe der Anzeige vom gezahlten Preis ab – in deutschen Zeitungen viel mehr Raum ein als die Nachrufe berühmter Persönlichkeiten (Brunn, 1999: 5). In deutschen Zeitungen gibt es keine ausgewiesenen Nachrufseiten. Wenn Nachrufe erscheinen, dann auf den Seiten, auf denen auch sonst von dem oder der prominenten Verstorbenen berichtet wurde.

'Todesnachrichten' werden charakterisiert durch den Gebrauch von Nachrichtensprache und ihre Kürze. Dies ist unabhängig davon, ob der Tod lediglich berichtet wird oder ob dieser Bericht durch Aussagen über die Person des Verstorbenen ergänzt werden, was die Nachricht damit näher an einen Nachruf in der englischsprachigen Zeitungspraxis rückt.

Diese Divergenz entspringt vordergründig nicht medienrechtlichen, sondern medienethischen Gründen. Während in Australien (wie auch in Grossbritannien) der Persönlichkeitsschutz mit dem Tode erlischt, kennt der Pressekodex des Deutschen Presserats diese Grenzziehung nicht. Obwohl der Pressekodex des Deutschen Presserats keine gesetzlich bindende Kraft hat, wird der Einhaltung der Richtlinien, die unter anderem verfügen, daß die Privatsphäre von Personen nicht verletzt werden darf, in der seriösen Presse große Bedeutung beigemessen. So steht zum Beispiel in Ziffer 8, daß die Presse „das Privatleben und die Intimsphäre eines

Menschen" zu respektieren hat (Deutscher Presserat, 2005b). Richtlinie 8.1 des Pressekodexes führt aus:

Die Nennung der Namen und die Abbildung von Tätern und Opfern in der Berichterstattung über Unglücksfälle ... sind generell nicht gerechtfertigt. Immer ist zwischen dem Informationsinteresse der Öffentlichkeit und dem Persönlichkeitsrecht des Betroffenen abzuwegen. Die Opfer von Unfällen oder Verbrechen haben Anspruch auf einen besonderen Schutz ihrer Namen. Für das Verständnis des Unfallgeschehens bzw. des Tathergangs ist das wissen um die Identität des Opfers unerheblich, es sei denn es handelt sich um eine Person der Zeitgeschichte ... Bei Familienangehörigen, die mit der Tat nichts zu tun haben, tritt das Informationsinteresse der Öffentlichkeit grundsätzlich hinter das schutzwürdige Interesse dieser Personen an der Achtung ihres Persönlichkeitsrechts zurück. (Deutscher Presserat, 2005b)

Richtlinie 11.2 verfügt: „Die Grenzen der Berichterstattung über Unglücksfälle und Katastrophen liegen dort, wo das Leid der Opfer und die Gefühle ihrer Angehörigen nicht respektiert werden. Die vom Unglück Betroffenen dürfen durch ihre Darstellung in den Medien nicht ein zweites Mal Opfer werden“ (Deutscher Presserat, 2005c).

6. Concorde Desaster und Bombenanschlag von Djerba

a) Quantitative Analyse

Diese freiwillige Selbstkontrolle hat weitreichende Konsequenzen für den Inhalt, Stil und die Präsentation von Todesnachrichten, was in den Berichten über die Opfer des Concordeabsturzes im Jahr 2000 zum Ausdruck kommt. Die Vorschrift aus dem Pressekodex bedeutet, dass wenn eine Person als Passagier Opfer eines Unfalls oder Unglücks ist, dies nicht Grund genug ist, um sich auf das öffentliche Interesse zu berufen und damit den Schutz ihres Privatlebens aufzuheben. Das führt dazu, dass, verglichen mit der Emotionalität der *Lives Cut Short* Serie, die deutschen Berichte über die Opfer des Concordeabsturzes und des Bombenanschlags auf Djerba sehr allgemein gehalten sind. Eine quantitative Analyse kann daher nur sehr bedingt durchgeführt werden.

Für die beiden Vorfälle wurden fünf regionale und eine überregionale Zeitung herangezogen, wobei bei der Auswahl der Zeitungen der entscheidende Faktor der Wohnort der Verstorbenen war. Die Opfer des Concordeabsturzes stammten zum größten Teil aus Nordrhein-Westfalen und die wichtigsten Quellen waren die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ)* und der *Kölner Stadt Anzeiger*. Die meisten der Opfer des Anschlags auf Djerba kamen aus dem Norden Deutschlands – die in diesen Fällen benutzen Zeitungen waren die *Lübecker Nachrichten* und die *Hamburger Morgenpost*. Als überregionale Zeitung wurde die *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)* gewählt, da hier zum einen die meisten Berichte zu finden waren und zum anderen auch eine kritische Einschätzung der Berichterstattung stattfand.

Im Hinblick auf den restriktiven Charakter deutscher Todesnachrichten und die Tatsache, dass diese über eine Anzahl von Publikationen verteilt waren, kann bei der quantitative Analyse einzig festgestellt werden, dass die Gemeinsamkeit, die sich durch alle Artikel zog, der 'Urlaubsfaktor' war. In den Schlagzeilen des Großteils der Artikel fand sich das Wort 'Urlaub' – Menschen auf dem Weg in ihren Traumurlaub, oder Touristen, die während ihres Urlaubs verletzt oder getötet wurden. Dies untermauert die bereits aufgestellte These, dass die Todesumstände in den Nachrufen oder Todesnachrichten eine bestimmende Rolle spielen.

b) Qualitative Analyse

Bei beiden Ereignissen findet sich ein klares Berichtsmuster in der Lokalpresse. Erstens tauchen in den Artikeln keine persönlichen Details auf, es sei denn, dass – wie laut Pressekodex gestattet – eine persönliche Beteiligung vorliegt, oder es sich bei dem/der Betreffenden um eine Person von hoher (lokaler) öffentlicher Bedeutung handelt. Zweitens müssen die Berichte als Nachrichtenartikel und nicht als Nachrufe klassifiziert werden. Nur gelegentlich enthalten die Artikel Zitate von Familienangehörigen oder Freunden und sie zielen nicht auf die gefühlsmäßige Einbindung des Lesers ab. Auch dadurch bedingt gaben drittens die Tode, anders als nach dem 9 September oder den Bombenanschlägen auf Bali, keinen Anlass zu nationaler Trauer. Alle Artikel über einzelne Opfer des Unglücks oder Terroranschlags erschienen verstreut in den Lokalteilen der Zeitungen. Viertens hielt man sich streng an die Regel „über die Toten nichts Schlechtes“, was zu einem nichtssagenden Gedenken an die Verstorbenen führt. Dieser Auszug aus dem Lokalteil (der nur im Rhein-Main-Gebiet erscheint) der überregionalen Zeitung *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)*, ist hierfür exemplarisch.

Nach Angaben der Staatskanzlei handelt es sich bei den Toten aus Hessen um sechs Frauen und fünf Männer. Sieben wohnten ... im Hochtaunuskreis.... Bei den Verunglückten handelt es sich um zwei Ehepaare und einen 71 Jahre alten Alleinreisenden, die in Bad Homburg lebten sowie um ein Ehepaar aus Oberursel. (FAZ, 27.7. 2000: 59)

Unter der Überschrift "Menschen, die sich auf ihren Urlaub freuten" identifizierte die Lokalbeilage der FAZ eine Familie nur aufgrund der Tatsache, dass der Vater des Verstorbenen der erste Nachkriegsbürgermeister von Oberursel war, also am Ort bekannt war und schrieb, dass es sich „bei dem verunglückten Ehepaar um den 73 Jahre alten Sportarzt Paul Kappus und dessen 72 Jahre alte Frau Annerose Kappus-Höhn handelt“. Andere Opfer des Absturzes aus der Region bleiben anonym: „Drei andere Absturzopfer, ein älteres Ehepaar und eine 69 Jahre alte Frau, hatten ihren Wohnsitz in Dieburg und im Mühltaler Ortsteil Traisa im Landkreis Darmstadt-Dieburg; ein weiteres Opfer stammt aus Frankfurt“ (FAZ, 27.7. 2000: 59).

Die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ)*, Deutschlands größte Regionalzeitung, schrieb über die Opfer in ihrem Erscheinungsgebiet in fast identischer Form, was den Schluss zulässt, dass dies das gängige Berichterstattungsmuster ist:

Am Tag nach der Katastrophe werden noch immer Opfer geborgen, Tote identifiziert. 42 von ihnen kommen aus NRW, gibt das Innenministerium gestern bekannt: 19 Frauen, 22 Männer und ein achtjähriger Junge. Sie lebten in Mönchengladbach (12), Düsseldorf (4) und in 14 kleineren Städten. (WAZ, 27.7. 2000a)

So wie die FAZ, ehrt die WAZ die prominenteren Personen mit einigen höflichen Zeilen. Im Gegensatz zu den australischen Nachrufen wird hier nicht die Individualität der Verstorbenen herausgehoben, sondern ihre Durchschnittlichkeit. Die Würdigung des Geschäftsmannes Carl-Hermann Fuhr und seiner Ehefrau basiert, wie üblich, auf Aussagen von Freunden und Bekannten: „Das war ein ganz normaler Mann, wie du und ich. Überhaupt nicht überkandidelt. Nach einem arbeitsreichen und fleißigen Leben gönnte er sich eine außergewöhnliche Luxusreise...bei ihm fanden wir ein offenes Ohr“ (WAZ, 27.7. 2000b).

Der Unterschied zwischen den Berichterstattungsstilen in Deutschland und dem angelsächsischen Raum kann am besten durch einen Vergleich der oben erwähnten Artikel mit dem emotionaleren Ton und den persönlicheren Informationen über die Opfer des Concordeabsturzes auf der BBC Internetseite ermessen:

Although some of the passengers were local celebrities, others were teachers and post office clerks who had saved up for years for the trip. As in any other tragedy, behind the names of the victims lie human stories of lives and dreams abruptly cut off. ... Society photographer Christian Goetz, 60, and his wife Irene Vogt-Goetz, 59, had both conquered cancer and had booked the trip to celebrate a new life together. Middle-aged Rolf and Doris Maldry and Klaus and Margret Frentzen. Modest school teachers, they had saved for the Concorde trip for years. For the Frentzens, it was going to be the honeymoon they did not take before their three children were born. (BBC News, 2000)

Der interpretativere Stil der BBC, der die Individualität und implizit auch die Tragödie eines jeden Falls heraushebt, steht im starken Kontrast zu den deutschen Berichten, die jegliche charakteristischen Eigenschaften herunter zu spielen versuchen und dem Leser lediglich versichern, dass der Verstorbener ein guter Bürger und Mensch war.

Die Berichterstattung über den Bombenanschlag von Djerba gleicht größtenteils dem Muster des Concordeabsturzes. Allerdings hat die Tatsache, dass einige Opfer erst nach einiger Zeit ihren Verletzungen erlagen, ihnen in ihrem Kampf um ihr Leben einen gesteigerten Nachrichtenwert beschert und in der Konsequenz auch ihre Anonymität bis zu einem gewissen Grade aufgehoben.

Bei dem Versuch einer Schlussfolgerung über die Werte, die diese deutschen ‘Nachrufe’ widerspiegeln, zu ziehen, kommt man zu dem Ergebnis, dass lediglich allgemeine Qualitäten wie Ausdauer, Fröhlichkeit, soziales oder religiöses Engagement genannt werden, oder aber eben keinerlei persönliche Beschreibung abgegeben wird. Diese Zurückhaltung ist das bei weitem auffallendste Ergebnis dieser Studie. Da der Deutsche Pressekodex in erster Linie fordert, dass der Journalismus die Wahrheit und die menschliche Würde zu respektieren hat, muss

man annehmen, dass die Privatsphäre ein wesentlicher Bestandteil des Persönlichkeitsrechts angesehen wird und damit einer der in Deutschland am höchsten eingeschätzten Werte ist.

7. Fazit

Der Vergleich der Berichterstattung von Todesfällen in australischen und deutschen Medien zeigt unerwartet grosse und tiefe Divergenzen auf, wobei das deutsche Misstrauen gegenüber der Öffentlichkeit überrascht.

Die Studie hat die Rolle der Mediengesetze für den Journalismus eines Landes verdeutlicht, wobei Nachrufe ebenso wie andere Berichtsformen betroffen sind. In Australien entbindet der Tod den Journalisten von der Vorsicht und Zurückhaltung, die ihm durch die Verleumundungsgesetze auferlegt werden und erlauben ein freies Urteil über den Verstorbenen. Dies hat zu einer ausgeprägten Nachruftradition wie auch Berichterstattung über Verstorbene geführt, die auch die Angehörigen miteinbezieht. In Deutschland begrenzt der Kodex des Presserates den Vorstoß in die Privatsphäre von Menschen – lebend oder tot – wenn es kein begründetes öffentliches Interesse daran gibt.

Anders steht es mit der qualitativen Analyse, die deutlich nationale Präferenzen an den Tag bringt. Australische Nachrufe zeichnen sich in der Tat durch Offenheit, Originalität, Egalität (Stark, 2002: 288) und auch durch einen gewissen Grad von Respektlosigkeit aus. Die Offenheit, mit der Familie und Freunde ihre Trauer und die Erinnerungen an die Verstorbenen teilen, ist auch ein Zeichen von Vertrauen in eine Öffentlichkeit, die sich über dieses Vertrauen nicht mokieren wird. Die deutsche journalistische Tradition hat, wie im Pressekodex exemplarisch aufgezeigt, wenig Vertrauen in die Öffentlichkeit. Es wird grösster Wert auf die Wahrung des Persönlichkeitsrecht und das Nichtberichten privater Informationen gelegt.

Was dieser Vergleich auf einer tieferen Ebene zeigt, sind grundverschiedene Wahrnehmungen von Öffentlichkeit. Während man in Deutschland der Öffentlichkeit misstraut, ist sie in Australien, wie in den angelsächsischen Ländern überhaupt, ein Forum, in dem Privates geteilt – und mitgeteilt – wird. Dies führt im weiteren Rahmen zu sehr verschiedenen Verhaltensweisen angesichts von Unglücken und Katastrophen. Während in solchen Fällen in den angelsächsischen, aber auch z.B. in den skandinavischen Ländern (Pantti, 2005) eine, hauptsächlich von den Medien getragene nationale Trauer stattfindet, wird dies in Deutschland durch die eingeschränkte Berichterstattung unterbunden. Die Kehrseite allerdings ist, dass Berichterstattungen und Nachrufe der Art wie sie nach dem 11. September oder den Bombenanschlägen von Bali in den USA und Australien erschienen, auch als ein Versuch gesehen werden können, die Opfer zu politische Zwecken zu instrumentalisieren, um eine sachlich informierte politische Debatte zu verhindern.

References

- Age (2002), Tracy Thomas, 41. <http://www.theage.com.au/articles/2003/10/01/1064988253543.html>. [16.6.2005].
- Age (2006, 31 Mai), Defence chief promises no more Kovkos. <http://www.theage.com.au/news/national/defence-chief-promises-no-more-kovcos/2006/05/31/1148956384814.html?from=rss>. [14.7.2006].
- American Reference Centre (2002).12. New York Times Staff – Portraits of 9/11/01. <http://www.usis.sk/arc/nws/20020903.html>. [25.6. 2003].
- Australian (2002), Lives Cut Short – tributes and memories. <http://www.theaustralian.news.com.au/sectionindexb/0,6024,lives^^TEXT,00.html> [25.1.2005].
- BBC News (2000, 27 Juli), Families wiped out in crash. <http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/europe/859479.stm> . [27.7. 2000].
- BBC News (2003, 19 Februar). Bali death toll set at 202. <http://news.bbc.co.uk/go/fr/-/2/hi/asia-pacific/2778923.stm> . [19.2. 2003].
- Brunn, Stefan (1999), Abschieds-Journalismus. Die Nachrufkultur der Massenmedien. Münster: Verlag Dr. W. Hopf.
- Bryden-Brown, S. (2002, 15 October). Sad Palace goodbye to a working-class boy. *The Australian*, 3.
- Chong, Jordan (2006, 2 Mai), 'Bloody good soldier' farewelled. <http://www.theage.com.au/news/national/bloody-good-soldier-farewelled/2006/05/02/11446335701778.html>. [14.7. 06].
- Deutscher Presserat (2005a), Pressekodex (German Press Codes) <http://www.presserat.de/Pressekodex.pressekodex.0.html>. [31.12.2005].
- Deutscher Presserat (2005b), Richtlinie 8.1 - Nennung von Namen/Abbildungen (Guidance Clause 8.1). http://www.presserat.de/Richtlinien_zu_Ziffer.76.0.html. [31.12.2005].
- Deutscher Presserat (2005c), Richtlinie 11.3 - Unglücksfälle und Katastrophen. http://www.presserat.de/Richtlinien_zu_Ziffer.88.0.html. [31.12.2005].
- Frankfurter Allgemeine Zeitung (2000, 27 Juli): Menschen, die sich auf ihren Urlaub freuten. Lokalausgabe Rhein-Main Zeitung. http://fazarchiv.faz.net/webcgi?START=A40&T_TEMPLATE=druck&DOKM=250659_RMO&WI. [13.12.2004].
- Hume, Janice (2003), "Portraits of Grief", Reflectors of Values: the New York Times Remembers Victims of September 11". In Journalism and Mass Communication Quarterly, 80 (1), 166 – 180.
- Hume, Janice (2000), Obituaries in American Culture. Jackson: University Press of Mississippi.
- Ledbetter, James (2002), "Deadline Journalism". In Slate (Microsoft online magazine), posted 15 May, 2002. <http://slate.msn.com/id/2065827/>. [16.6.2005].
- New York Times (2001), Portraits of Grief. <http://www.nytimes.com/pages/national/portraits>. [17.6.2005].
- Pantti, Mervi (2005), "Wave of compassion – Representing the tsunami disaster in the Finnish news media". Paper presented at the First European Communication Conference, Amsterdam, 25.11.2005.
- Pearson, Mark (2004), The Journalist's Guide to Media Law. Sydney: Allen & Unwin.
- Pulitzer Prize (2002), Gold Medal for Public Service: Citation, <http://www.pulitzer.org/year/2002/public-service/> . [15.7. 2006].

- Skehan, Craig (2005, 8 November), "Second tragedy for SAS widow", Sydney Morning Herald, <http://www.smh.com.au/news/world/second-tragedy-for-sas-widow/2005/11/07/1131212004751.html>. [14.7. 2006].
- Stark, Nigel (2004), Writes of passage: a comparative study of newspaper obituary practice in Australia, Britain and the United States. Ph.D. Thesis, Flinders University, South Australia.
- Strutt, Jessica (2002, 3 Dezember), Tragic end to mum's 'second childhood'. Australian. <http://www.theaustralian.news.com.au/printpage/0,5942,5606922,00.html> [25.1.2005].
- Strutt, Jessica (2005), Journalistin, The West Australian, persönliches Gespräch, 16.6.2005.
- Westdeutsche Allgemeine Zeitung (2000a, 27 Juli), Sie haben Feuer an Bord, http://archiv.waz.de/main_mappe2.asp?file=9&docid=00206035&verid=001 [5.11.2004].
- Westdeutsche Allgemeine Zeitung (2000b, 27 Juli), Unternehmerpaar war unter den Passagieren, Lokalausgabe Heiligenhaus, http://archiv.waz.de/main_mappe2.asp?file=2&docid=00366107&verid=001 [5.11.2004].

Astronomie der Traumzeit. Der Himmel im Weltbild der australischen Ureinwohner
Dieter B. Herrmann, Berlin

Zu den weltweiten Gemeinsamkeiten kultureller Evolution scheint es zu gehören, dass die erste Auseinandersetzung des Menschen mit dem gestirnten Himmel zur Schaffung von Sternbildern führte. Diese wurzeln zwar unübersehbar in den jeweiligen regionalen kulturellen und religiösen Besonderheiten und unterscheiden sich deshalb voneinander. Das Motiv dieser Aktivität ist aber überall ähnlich. Das soll nachfolgend am Beispiel der australischen Ureinwohner, der Aboriginals, verdeutlicht werden, denen sich der Verfasser bei zwei Australien-Reisen zugewendet hat.

Die Aboriginals - kulturelle Hintergründe

Die Aboriginals leben seit mindestens 40 000 Jahren auf dem australischen Kontinent. In dieser Zeit gab es kaum Kontakte zu anderen Kulturen, so dass sich hier eine Entwicklung vollzogen hat, die man - anders als im sog. Abendland mit seinem interkulturellen Austausch - als originär bezeichnen kann. Es handelt sich daher vielleicht um die ältesten noch heute praktizierten Kulturen der Welt. Vor der Kolonisation durch die Europäer ab 1788 wurde Australien von insgesamt etwa 300 verschiedenen Sprachgruppen (Stämme/Nationen) bevölkert.

Die Aboriginals lebten nomadenähnlich: sie zogen - je nach Stamm - durch bestimmte Gebiete, besiedelten zu bestimmten Jahreszeiten zeitweilige Camps, um dann wieder weiter zu ziehen. Sie lebten von der Jagd, von Insekten und Würmern und von den im Lande wachsenden Früchten und Pflanzen. Aus dieser Lebensweise folgte eine innige Verbundenheit mit der Natur, die sie für beseelt hielten. Jeder war auf den anderen angewiesen, wodurch ein soziales Gefüge entstand, in dem die

Rechte und Pflichten der einzelnen Angehörigen eines Stammes streng geregelt waren. Die Stämme hatten teilweise Kontakt untereinander und führten auch Kriege.

Das Regelwerk, das die Richtschnur ihres Handelns und zugleich die Basis ihrer Identität darstellte, das Fundament ihrer Kultur, wird in der westlichen Welt als „Traumzeit“ (Dreaming) bezeichnet. Diese klangvolle Transformation erweckt allerdings einen ganz falschen Eindruck. Nicht um „Unwirkliches“, „Transzendentales“ geht es hierbei, sondern um die gegenseitige Beziehung von Mensch, Tier, Natur, Land und Himmel. Die verschiedenen Stämme haben dafür unterschiedliche Namen, meinen aber dasselbe. Sie sehen alles als Einheit, die von ihren „Schöpferahnen“ in grauer Vorzeit geschaffen worden war. Die meisten ihrer Schöpfungsmythen gehen allerdings - anders als z.B. die Genesis der Bibel - von einer schon vorhandenen Welt aus, die durch die „Schöpferahnen“ (z.B. die Regenbogenschlange) lediglich materiell, geistig und sozial geordnet wurde.

Ähnlichkeiten und Unterschiede

Die Beziehung der Ureinwohner zum Sternhimmel weist in mancher Hinsicht große Ähnlichkeiten mit den entsprechenden Vorgängen in anderen Regionen der Welt, insbesondere auch in Westeuropa auf, in anderer Hinsicht aber auch große Unterschiede. Wie andere Kulturen auch, bevölkerten sie den gestirnten Himmel in ihrer Phantasie mit Gestalten. Doch sind diese ganz unmittelbar ihrem Lebensalltag entlehnt. Die Geschichten, die sich um solche „Himmelsbilder“ ranken, sind Berichte aus dem täglichen Leben der Aboriginals - keine „literarischen Mythen“, wie etwa die Bilder des klassischen griechischen Sternhimmels. Doch entdecken auch die Aboriginals den Himmel als kosmische Uhr, d.h. sie nutzen den Zusammenhang zwischen der Sichtbarkeit ihrer verschiedenen Konstellationen und jahreszeitlich wechselnden Geschehnissen in der Tier- und Pflanzenwelt.

Ganz anders hingegen als bei uns verfahren sie bei der „Konstruktion“ ihrer Bilder. Während die westlichen Konstellationen fast ausschließlich Konturenbilder darstellen, steht bei ihnen das einzelne Objekt für eine ganze Figur, so wie in unserem Kulturkreis nur die Plejaden. Einen einheitlichen indigenen Sternenhimmel Australiens gibt es nicht. Jedes der Völker hat die Sterne auf unterschiedliche Weise zusammen gefügt. Die zuverlässigsten und umfangreichsten Kenntnisse beziehen sich auf Nordaustralien (Northern Territory). Sie stammen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts und fast durchweg aus dem Arnhem-Land und von einigen der Küste vorgelagerten Inseln. Hier hat der westliche Einfluss, der viele kulturelle Eigenheiten der Ureinwohner anderswo systematisch zerstörte, am spätesten eingesetzt. So können wir davon ausgehen, dass die Überlieferungen weitgehend den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Die Berichte aus anderen Regionen, vor allem aus dem südlichen und östlichen Australien, stammen hingegen aus dem frühen 19. Jahrhundert. Sie kamen aber meist ohne astronomische Kenntnisse ihrer Autoren zustande und konnten sich zudem noch nicht der erst später entwickelten Methoden der ethnographischen Feldforschungstechniken bedienen.

Umfangreiche Kenntnisse verdanken wir mehreren amerikanisch-australischen Expeditionen des australischen Anthropologen Charles Mountford (1890-1976), die ihn 1948, 1949 und 1952 ins Arnhem-Land führten und eine reiche Ausbeute erbrachten. Darunter befinden sich auch zahlreiche Rinden-Malereien (Bark Paintings) des indigenen Sternhimmels sowie die dazu gehörenden Erklärungen der Gewährspersonen. Ein großer Teil dieser Bilder befindet sich heute im South Australian Museum in Adelaide. Aus der Original-Publikation von Mountford erfahren wir allerdings nichts über die juristischen Hintergründe seiner Expeditionen. Heute wird das Mitnehmen von Artefakten ebenso wie deren Aufbewahrung in Museen in Australien sehr kritisch diskutiert. Häufig wird sogar eine Rückgabe der Objekte gefordert. Ebenso diffizil ist die Interpretation der Objekte ohne Mitwirkung der ursprünglichen Eigentümer, weil dadurch die Indigenous peoples und ihre Kultur letztlich durch die Kolonialherren definiert werden.

Fischer, Fische und Frauen am Himmel

Alle Stämme betrachteten den Himmel gleichsam als Abbild der irdischen Landschaft, eine Welt, die in vieler Hinsicht denselben Gesetzen gehorchte, die auch auf der Erde galten. Zugleich wurde die Himmelswelt als Wohnort der Ahnen verstanden, wodurch die Sterne mit den indigenen Verwandschaftssystemen verbunden waren. Die oben geschilderten Besonderheiten werden am besten verständlich, wenn wir einige Beispiele betrachten, allen voran das in der westlichen Himmelmunde berühmte „Kreuz des Südens“. Die Gruppe aus vier hellen Sternen und weiteren Objekten der Nachbarschaft wird mit einer Geschichte verbunden. Die beiden hellsten Sterne des Bildes, α Cru und β Cru, stellen zwei Brüder dar, die mit einer Harpune einen riesigen Fisch erjagt haben. Die in diesem Areal strahlende Milchstraße ist der Himmelsfluss, in dem Fische und Wasserpflanzen in Hülle und Fülle gedeihen. Die Sterne γ Cru und δ Cru sind die Feuerstellen, auf denen der Fisch zubereitet wird. Auch die Jagdbeute selbst erscheint auf dem Bild: der Fisch ist die von uns als Kohlensack bezeichnete Dunkelwolke im Sternbild Crux. Unweit der Brüder haben sich zwei Freunde eingefunden (α und β Cen), die ihrerseits soeben von der Jagd zurückgekehrt sind, was durch vier Boomerangs auf dem Bild symbolisiert wird.

Ist die Darstellung der insgesamt sechs in der Geschichte um das „Kreuz des Südens“ vorkommenden Sterne noch einigermaßen topographisch getreu, so verhält es sich bei einer Szene mit Sternen aus der Gegend des europäischen Bildes Orion ganz anders: die auffälligen drei schrägstehenden Gürtelsterne („unseres“ Orion) sind die drei Fischer *burum-burum-runja*. Sie sitzen in einem Boot. Doch auch die Sterne der Plejaden, am Firmament (in „unserem“ Sternbild Stier) recht weit davon entfernt, sind mit an Bord - als ihre Frauen, die *wutarinja*. Hier wird ersichtlich, dass die Bildgeschichten auf topographische Genauigkeit keinerlei Wert legen.

Erstaunlich ist die Einbeziehung der Dunkelwolke in die Jagdgeschichte um das „Kreuz des Südens“! Noch verwunderlicher erscheint es uns allerdings, wenn die

Aborigines auch Planeten in ihre Sternengeschichten verweben und sie in eine direkte Beziehung zu Fixsternen bringen. So werden z.B. auf Groote Eylandt die Venus als Mann und der Jupiter als Frau betrachtet. Ihre Kinder jedoch sind die Sterne λ und ϵ Scorpii, - also zwei Fixsterne. Die Eltern halten sich offenbar nur gelegentlich in der Nähe ihrer Kinder auf - die Mutter noch viel seltener als der Vater!

Die beiden Magellanschen Wolken gelten als die Behausungen eines alten Paares, das nicht mehr selbst für seine Nahrung sorgen kann. Sie wird ihnen von den anderen Sternenmenschen gebracht – eine Widerspiegelung des sozialen Verhaltens in den Stämmen.

Sonne, Mond und Gezeiten

Sonnenkult und Geschichten über die Sonne spielen eine untergeordnete Rolle, wahrscheinlich, weil durch die geographische Lage Australiens das bei unseren Vorfahren befürchtete winterliche endgültige Versinken der Sonne keine Rolle spielte. Die Sonne wird als eine Frau geschildert, die ihren Körper mit rotem Ocker pudert, bevor sie morgens emporsteigt. Dann schüttet sie den Ockerstaub von ihrem Körper und rötet damit die morgendlichen Wolken. Mit einer Fackel aus lodernder Rinde zieht sie über das Firmament und wandert abends durch ein unterirdisches Tal in ihr Heim zurück. Von dort beginnt sie am nächsten Tag erneut ihren Lauf.

Der Mond gilt bei allen Stämmen Australiens als männlich. In den Geschichten, die sich um ihn ranken, geht es um die Mondphasen und um den Zusammenhang zwischen Mond und Gezeiten, der den Küstenbewohnern nicht verborgen geblieben war. Das Zunehmen des Mondes erklärte man auf Groote Eylandt mit den Wassermassen, die aus dem Meer in ihn hineinfließen. Abnehmender Mond bedeutete für sie das Zurückfließen des Wassers in die Meer. So erklärten sie sich zugleich die Entstehung der Gezeiten. Auf die Frage, wie es dann jedoch möglich sei, dass es auch bei Neumond Flut gäbe, wo doch der Mond gar kein Wasser enthalte, wurden die Informanden keineswegs verlegen. Zwar sei nur ein kleiner Teil des Mondes hell, aber die ganze Rundung des prall mit Wasser gefüllten Mondes sei dennoch zu erkennen („aschgraues Mondlicht“).

Dieser eher an Naturbeobachtungen orientierten Erklärung des Wechsels der Mondphasen stehen poetische Geschichten gegenüber, die den Mond als einen einsamen Mann schildern, der sich in Sehnsucht nach einer Frau verzehrt. Deshalb kommt er in nie endender Suche nach einer Gefährtin immer wieder auf die Erde, nähert sich zwei kanufahrenden Frauen, von denen er zurückgestoßen wird und im Wasser versinkt. In ewiger Wiederkehr wiederholt sich dieses Spiel, das sein Verschwinden und Wiederkehren in den verschiedenen Phasen erklärt. Der Mond und seine Frauen – dieses Motiv wird auch künstlerisch von den Aborigines in leuchtenden Farben immer wieder zum Ausdruck gebracht.

Zyklen am Himmel und auf Erden

Die Nutzung der Himmelsbilder für praktische Zwecke wurde bereits erwähnt. Die Reifezeit von Früchten, das Erscheinen von Zugvögeln oder nomadisierender Tierarten wurden ihnen von den „Botschaften der Sterne“ vermittelt. Dies erinnert unmittelbar an die Anfänge der abendländischen Astronomie, etwa an die von Hesiod in seinem Lehrgedicht „Werke und Tage“ geschilderten Zusammenhänge zwischen dem Auftauchen bestimmter Sternbilder mit landwirtschaftlichen Zyklen.

So wussten z.B. die Aborigines auf Groote Eylandt, dass mit dem Erscheinen von ϵ und λ Sco, die wir bereits als die Sprößlinge von Jupiter und Venus kennengelernt haben, am Abendhimmel die Regenzeit zuende ging und ein trockener Südostwind zu blasen begann. Wenn α Boo („unser“ Arktur) vor Sonnenaufgang erschien, war es Zeit, die Binsenspitzen zu ernten, aus denen Fischernetze und Körbe hergestellt wurden. Die Mitglieder des Pitjantjatjara-Stammes im Western Desert lasen am morgendlichen Erscheinen der „Sieben Schwestern“ („unsere“ Plejaden) ab, dass die Wurfsaison der Dingos bevorstand.

Auch zu Navigationszwecken dürften die Sterne bereits gedient haben. Jedenfalls gibt es vereinzelte Hinweise darauf. Allerdings darf man sich diese nicht vorstellen auf der Grundlage geometrischer Erkenntnisse, sondern wohl eher als eine mehr naive Orientierung nach bestimmten Gestirnen. Mehrfach wird auch von einfachen Anfängen eines Kalendersystems berichtet, zumeist wenig konkret. Hinweise findet man jedoch in einem verlassenen Siedlungsgebiet der Ngaut-Ngaut, etwa 160 km nordöstlich von Adelaide an den Ufern des Murray River. In einer in Fels gehauenen Darstellung fallen neben einer Figur und zwei Boomerangs neun halbschalenhörnige Vertiefungen auf. Die Frau des Ältesten, der hier die Rechte der Ureinwohner wahrnimmt, erklärt diese Darstellung als eine Zeitangabe. Die Boomerangs deuten auf eine Schlacht, die zum Zeitpunkt der Aufzeichnung „neun Vollmonde“ (Monate) zurückgelegen hat. Der Mond wurde also hier offensichtlich als Kalendergestirn benutzt. Untersuchungen haben ergeben, dass die Felsbilder einige tausend Jahre alt sind.

Älteste Astronomie der Welt?

Wie alt sind die astronomischen Bilder und Vorstellungen der Aborigines? In den vergleichsweise wenigen ausländischen Publikationen wird gern von der „ältesten Astronomie der Welt“ gesprochen. Zehntausende von Jahren reichten die „Geschichten aus der Traumzeit“ angeblich mindestens zurück. Doch es handelt sich um eine heikle Frage. Alle Zeugnisse, die wir besitzen, sind nach dem Eindringen der Europäer auf der Grundlage von Befragungen der Ureinwohner zustande gekommen. Erst durch sie wurden die Geschichten aufgezeichnet. Zuvor sind sie ausschließlich mündlich weiter gegeben worden. Wie verlässlich die Auskünfte sind, wissen wir auch nicht. Bei der Beschreibung von Kunstwerken der „Aboriginal Art“ sind sich die Experten einig, dass niemals die ganze Bedeutung eines Bildes an Fremde weiter gegeben wird. Sie unterscheiden zwischen einem für die Allgemeinheit bestimmten Teil des Inhaltes und einem „Geheimwissen“, das sie

nicht berichten. Das Fehlen schriftlicher Aufzeichnungen und anderer Artefakte macht es schwierig, wenn nicht unmöglich, das tatsächliche Alter dieser Vorstellungen und Ideen zu beziffern. Besondere Hoffnungen setzt der Verfasser auf die zum großen Teil noch ausstehende Untersuchung von Felsbildern, die eine Altersbestimmung mittels naturwissenschaftlicher Methoden zulassen. Besonders der Vergleich solcher Darstellungen mit den bark paintings könnte eventuell neue Aufschlüsse über diese Fragen liefern. Umfangreiche Forschungen werden noch erforderlich sein, um sich diesem zweifellos wichtigen Schlüsselproblem weiter anzunähern. Inwieweit dieses Unterfangen gelingen kann, muss einstweilen offen bleiben.

Literatur

- Clarke, Philip A., The Study of Ethnoastronomy in Australia, In: Archeoastronomy N.29 (1998)
- Curnow, Paul, Night Skies of the „Dreaming“, In: Sky and Space 19 (2006) N.2, 40-48
- Haynes, Roslyn D., Dreaming the Stars, In: Interdisciplinary Reviews 20 (1995) 187-197
- Herrmann, Dieter B., Sterne der Traumzeit. Reiseminiaturen, Berlin/Frankf./M 2006, S.74-99
- Leitner, Gerhard, Die Aborigines Australiens (Beck Wissen), München 2006
- Mountford, Charles P., Arnhem Land: art, myth and symbolism. Records of the American-Australian Scientific Expedition to Arnhem Land, Vol.1, Melbourne 1956
- Petrie, Helmut, Kosmogonie unter farbigen Völkern der Westlichen Küste Australiens, In: Anthropos 6 (1965) 469-479

Anmerkung:

Farbige Abbildungen zum Text dieses Aufsatzes findet man in der Zeitschrift „Astronomie + Raumfahrt im Unterricht“ 43 (2006) H.5

Driver of the (Post-)Apocalypse: Mythic Paradigms in the *Mad Max* Trilogy Agnes Tóth

In 1999, twenty years after the release of the first *Mad Max* film, it was remarked that the trilogy—*Mad Max* (1979), *Mad Max 2/The Road Warrior* (1981) and *Mad Max Beyond Thunderdome* (1985)—written and directed by George Miller still enjoyed popularity. They were regularly included into cable television programs, and earned a cult status among a strong party of fans (Barbour 1999:28).

In 2006 the situation is very similar. The *Mad Max* films still have the power of attracting new followers among people a generation younger than the audience that could still see these films on the big screen. A random test in video libraries—in Australia and a number of other countries—would prove without doubt that the *Mad Max* films are almost continuously on loan, and there is a waiting list of fans and

interested prospective fans, which is a clear indication of the films unfailing popularity.

When first released, *Mad Max* immediately attracted film critics' attention. Review titles such as “Dangerous Pornography of Death” (Adams 1979:38) or “Violent, Lacking Social Value” (DuBose 1979:21) were strong indicatives of the displeasure felt over the then new product of the Australian Cinema, which was shockingly different from the other films of the same era.

Some criticised director George Miller for exporting the American genre of the road movie into the Australian terrain of the cinema or neglecting Australian “cultural specificity” (Cunningham 1985:237), whilst others acknowledged that Miller was a “gifted director of suspense,” yet his work was unoriginal, and although *Mad Max* was “technically brilliant,” it lacked “both anybody to care about and anything to think about” (Hall 1984:160-161). History, however, proved otherwise.

When the shock of the first reviewers had faded, a significant amount of more appreciative attention was devoted to various aspects of the trilogy. Stuart Cunningham argues that the *Mad Max* films excelled in technical brilliance and managed to “outdo Hollywood on the grounds it knows best” and the (1985:237). The trilogy’s Australian-ness was commented upon in terms of “white panic” (Morris <http://pandora.nla.gov.au/>), whilst others focused on the family targeted visually and as well as conceptually (Morris 1989:116, Dermody-Jacka 1988:139). In 2003 Adrian Martin’s monograph was published as part of the Australian Screen Classics Series by Currency Press and ScreenSound Australia (National Screen and Sound Archive).

The trilogy proved a fertile soil for mythological readings, and that is where my own interest lies too. The trilogy fits into a trend of the late 1970s and early 80s, when the most popular mythographer featuring in the terrain of popular cinema was Joseph Campbell. The relation between Campbell’s paradigm of the questing hero and George Lucas’ cinematic-history shaping *Star Wars* trilogy (1977, 1980, 1983) has been widely aired, and George Miller also acknowledged Campbell’s influence on his own work. Miller also admitted that the creators of *Mad Max* were “unwitting servants of the collective unconscious” and he was taken by surprise when suddenly was “made aware of the workings of mythology” (Matthews 1984:34).

My present enquiry targets the blending of mythic paradigms of creation, fertility, deliverance and the questing hero, all woven into the fabric of the eschatological myth of the apocalypse. My aim is to trace ways in which the *Mad Max* films write a new text over a set of old ones in palimpsest-like manner while erasing, re-organising or patch-working the original.

Before turning to the actual texts, however, it is necessary to briefly comment upon the concepts of myth, and apocalypse, since both have accumulated a variety of meanings and definitions ranging from simply erroneous knowledge to that of sacred narratives.

The theologian Don Cupit defines myth as

a traditional sacred story of anonymous authorship and archetypal of universal significance which is recounted in a certain community and is often linked with a ritual; it tells of the deeds of superhuman beings such as gods, demigods, heroes, spirits or ghosts; that it is set outside historical time in primal or eschatological time ... the work of myth is to explain, to reconcile, to guide action or to legitimate ... it seeks a more-or-less unified vision of the cosmic order, the social order, and the meaning of the individual's life. (1982:29)

Cupitt's definition circumscribes the group of traditional stories inherited from Egyptian, Greek, Roman, or other ancient mythologies from the dawn of mankind, as well as those of still virile religions whether concerning the doings of Jesus Christ or the Buddha.

Myths preserved by communities untouched by civilization were explored, mapped and catalogued by —among others—twentieth-century mythographers, such as John Frazer, Mircea Eliade and Joseph Campbell, who aimed at finding the key to the ancient texts with the help of the ones still at work in the above-mentioned societies. Each of these scholars traced and elaborated one preferred paradigm that they believed would explain the function and/or the meaning of all myths. Frazer presumed to find the key in the fertility myth, whilst Eliade and Campbell in the creation and the hero myths respectively. The diversity of mythic narratives, however, refuses such generalization. The paradigmatic nature of myths cannot be disputed, but their diversity as well as the interrelatedness of the various patterns and myth-systems indicate that there is no "pure paradigm" either (Coupe 1997:5).

One of the most easily identifiable archaic paradigms manifest in the three *Mad Max* films is that of the Apocalypse. Winston Churchill, when commenting on the atomic bomb, warned that "the stone age may return on the gleaming wings of science" (Cowart 1989:83). Churchill's remark seems to coincide with Eliade's concept of the terror of history, which "creates" the periodic reversion to a timeless beginning, an "eternal return" (1954:141-47). The terrible knowledge of the nuclear bomb gives new meaning to the apocalyptic perception of the future of humankind.

The word *apocalypse* derives from Greek and means revelation. For literary scholars an apocalypse is a literary genre or a text within that, for theologians it is a "religious perspective, in which God's eschatological plans are conceived" (Webb 1990:115-6). Probably the most widely known apocalyptic texts in Western-type cultures are "St. John's Book of Revelations," often referred to as "Apocalypse," in *The New Testament* and those of Daniel and Jeremiah of *The Old Testament*. The apocalyptic texts of both books of the *Bible* were written in times of crises. Apart from them there exists a rich body of revelatory literature. Although they do vary on the narrative level, most share a structure that includes a set of revelations, an eschatological culmination to a horrible destruction of the world, and concludes with a prophetic vision of salvation and millennial promise for the true and faithful. The *Mad Max* films display unmistakable parallels with these biblical narratives, which I will attempt to explore to some extent below.

If apocalyptic texts are crisis texts with the pragmatic goals and offering a community in distress a hope of escape or promise for a better future, then we must consider briefly the possibility to read the *Mad Max* trilogy in such terms too. The three *Mad Max* films were created within a time period when the global political climate favoured the kind of apocalyptic interpretation to be met in the trilogy. Following the Korean Airline disaster in 1978 and the Soviet invasion of Afghanistan in 1979, Ronald Reagan's "Evil Empire Speech" (1982) and the implementation of his "Star Wars" strategy (1983), tensions between the two world-powers of the USA and the then Soviet Union grew to dangerous levels. It was not until the beginning of summit talks in 1985 that the cold war tensions started to ease up.

All these events of daily politics may have affected the contemporary spectators' mind as real worries, and it is tempting to believe that the films were attempted to respond to these political events, or simply to exploit such fears lurking in the audience's mind. The dates of the theatrical release and the level of the eschatological component of the three *Mad Max* films coincide with the anxiety felt over the global political situation outlined above, and thus seems to support this argument. Confirmation, however, is not offered by George Miller. He suggests that the link with reality *Mad Max* was originally meant to comment upon was the recklessness and the high casualty rate on the Australian highways, which he directly experienced in the operating theatre as a doctor (Chute 1982:28).

Despite the director's disclaimer, the texts explicitly foreground another direct link between contemporary economic anxieties, namely those felt over the oil crises and the resulting fuel shortage, high rocketing petrol prices in the '70s and early '80s. This strong rooted-in-reality factor renders a sense of credibility and prophetic value to the films. Whilst *Mad Max* only latently bears the attributes of a futuristic dystopian vision, they are foregrounded and redefined retrospectively as a clearly apocalyptic text by the introductory sequence of *The Road Warrior*.

This sequence foreshadows the subsequent mythic treatment of the story. The narrator's voice-over reveals a global political crisis projected into the future which is supported by the visual track, which merges real, archival documentary footage, such as shots of parliamentary violence, dictators, and pseudo-documentary footage, i.e. shots from *Mad Max* in monochrome. Not only do these pseudo-documentary shots evoke crucial climatic ones from part one for the sake of novices to the *Mad Max* films, but with blending moments of 20th-century world history and the fictitious tragic history of Max and his family is elevated to universal significance.

The narrator's identity on the soundtrack is hidden and will not be disclosed until the very end of the film. The language is elevated, the voice could belong either to a sad wise old man or a sad god contemplating about Max's world as "blighted wasteland" referring to the myth of the Fisher King deriving from the Arthurian legend of the Middle-Ages and its new expression in T. S. Eliot's *The Wasteland*

(1922) of high-modernism. In harmony with that the visual track displaying parliamentary violence evokes the image of the “chosen knights” of politics who—just like their medieval predecessors of the Round Table in quest for the Holy Grail—fail to address the find the proper questions or to respond properly. Their failure results in the explosion of the Bomb and brings apocalyptic destruction to the land followed by post-apocalyptic chaos.

The *Mad Max* films draw upon both biblical apocalyptic narratives. The older one, that is “The Book of Daniel” of the *Old Testament* is tough to be a “product” of the Babylonian enslavement, and it focuses on the anxieties of a people in exile, their hope of going home, awaiting the arrival of the redeemer, who will lead them home. These sentiments and expectations are dramatized—rather surprisingly—in the story of the Cave Children in *Beyond Thunderdome*. Surprisingly, because this is the sub-narrative which is the most optimistic, yet it is laden with this kind of anxiety.

More prominent, however, is the paradigm associated with “The Book of Revelations” of *The New Testament*. A series of prophesies urge the community in distress to remain faithful until the day when God brings destruction upon the unfaithful and evil, whilst the faithful will be redeemed, salvation and eternal happiness will be granted after the cosmic battle of Armageddon, which will bring victory for the Good (God) over the Evil (Satan).

The time dimension of apocalyptic popular films is most often future oriented. (One of the rare examples is Frances Ford Coppola’s *Apocalypse Now* (1979)—released in the same year as *Mad Max*—which identifies the Vietnam War as the apocalyptic momentum. Some popular apocalyptic narratives set in the future associate the apocalyptic momentum with a fictitious calamity—such as the nuclear bomb (*The Matrix* 1999), or an environmental disaster (*Waterworld* 1995—which is made to have happened. This “past in the future” renders the narrative and the vision projected post-apocalyptic. Based on the large number of popular cinematic and literary texts this kind, it seems reasonable to claim that these popular texts curb the meaning of the Apocalypse to that of immense destruction followed by chaos and characterized by lawlessness, war, human suffering quite in the vein of St. John’s prophetic visions. The possibility of the millennial redemption for the just and good is granted not by God, but it is put into the hands of the hero.

The visions of the cosmic battle between Good and Evil are dramatized in the violent clashes between the motorbike gangs and the cops in *Mad Max* and those of between the Tribe of the Well and the Humungus gang in *The Road Warrior*. The “Humungus” name, which is never commented upon, appears a coinage of “human” and “fungus” inferring the gang’s parasitical nature. The affiliation with the moral values of the good and evil is visually coded in the light and dark colours of the costumes of the Tribe of the Well and the Humungus gang, respectively.

The two grand scale motorized chase scenes that dominate the latter part of both *The Road Warrior* and *Beyond Thunderdome* dramatize the battle of Armageddon. (The

final dual between Max and the Toecutter in *Mad Max* takes after a showdown according to the traditions of the western until it gains cosmic significance through *The Road Warrior*’s eschatological mirror.) Unlike the biblical narrative, none of these scenes are decisive though, the good, that is the hero, does not emerge as ultimately victorious; he is left on the battleground battered and abandoned but at least alive, while some of the villains survive.

If a miracle is to prove the presence of divine power, then Max’s miraculous survivals grant him supernatural qualities. He is elevated on the level either as a divine redeemer or an avenging angel travelling not on a pale horse in his high powered V8 Interceptor, which triggers fear similar to its biblical counterpart.

It is possible to interpret the impending chaos in the trilogy in terms of another ancient mythic narrative, or rather as its anti-type, namely that of creation. If creation is imposing order onto chaos as it is dramatized by the first chapter of “Genesis” in *The Old Testament* as well as numerous tales of cosmogony, then its antithesis is descent into chaos, i.e. the disintegration of the results of creation that brought about civilization.

Impending chaos is indicated by the disintegration of civilized institutions, whose physical features expose visible traits of decay, such as the lame letter of “the Hall of Justice” sign. The interior is even more indicative: the blighted walls, rusty equipment, messy disorder of the few pieces of furniture all indicate that the institution of law and order descending into chaos. This visual warning is soon supported on the narrative level by the sequence of the corrupt lawyer insisting on and then ensuring Johnny the Boy’s release from jail. Not only does this sequence highlight the inadequateness of official institutions, but it also reduces the cops’ efforts to maintain order on the roads to those of Sysyphos.

The ultimate metaphor for the descent of civilisation into chaos is the disintegration of the family. At the end of the first sequence of the chase scene in *Mad Max* a small boy just escapes being overrun by the Nightrider while his parents are having an argument about a possibility of infidelity on the mother’s side. Max’s son and wife too do find their death under the wheels of the Toecutter and his gang. There are no families in *The Road Warrior*, no children as promise for the future except the inarticulate Feral Kid. There are no children in Bartertown of *Beyond Thunderdome*. Hope for survival and a re-creation of a promising future returns only with the Tribe of the Cave Children in their Eden-like environment.

The creation myth surfaces in the two sub-narratives of Bartertown and the Cave Children in *Beyond Thunderdome*. In both cases the linear conception of history is replaced by a cyclical one: history can be cancelled (as are result of the Bomb), but it can also be redeemed, if society is re-organised and elevated to a higher state. This concept of eternal return is acted out following two possible scenarios.

The Bartertown sequences present a society re-creating an earlier stage of civilization, which is far from being innocent. It is perceived in images of ancient

Rome with an arena and gladiator-like fights, blood and violence. Bartertown's self-appointed mistress of life, death and fortune is the properly named Auntie Entity. She blindly and obsessively believes that civilization equals trade. Her world surrounded by vast deserts harbours the seeds of committing the same mistakes (abuse of power, exploitation of humans and the meagre natural sources) that generated the present calamity.

The Stone Age civilization of the Cave Children embraces the mythic model of history (Eliade 1954:139-162) set in an Eden-like environment. Whilst its members are painfully aware of the existence of an earlier more advanced world, these sequences represent a possible evolution of an archaic society living in primordial innocence. They invent and ritualize their own myths of cosmogony and genesis. Ironically these myths and legends evoke not the doings of gods and goddesses, but rely and (mis)interpret the debris they inherited from the earlier civilization before the "pocky-clyps" (apocalypse). Their future is devoted to the discovery and waiting for Captain Walker, their redeemer, whom they hope to find in Max.

In an article Dennis H. Barbour commented on George Miller's concerns similar to those expressed in T. S. Eliot's *The Wasteland*, which is known to have been informed by *The Golden Bough* and *From Ritual to Romance* by Sir James Frazer and Jessie Weston, respectively (1999:30).

Direct references to *The Wasteland* are unmistakable in *The Road Warrior* either in the narrator's voice-over or the Humungus lord's oratory directed to the Tribe of the Well.

In harmony with traditions of representing the landscape in the New Australian Cinema, the Mad Max films infuse the landscape with meaning. As the narrative advances from one film to the next, the landscape becomes more and more wasteland-like, increasingly barren and inhospitable, more and more void of vegetation, more and more desert-like, then straightforward desert. This linear arrangement of the landscape is in harmony with the paradigms of growing chaos, infertility, whilst it becomes the visual externalization of the hero's psyche.

Mad Max offers a variety of landscapes: Max and Jessie's seaside home is situated next to the road and surrounded tall green grass and trees. The roads are still in good condition. The land is still under some cultivation, it is not yet a completely deserted. In *The Road Warrior* the narrative takes place in a more inhospitable desert landscape which displays hardly any trees, and the vegetation is reduced to lifeless dry grass. As far as the (camera-)eye can see, the land is empty, and apart from some clouds of dust void of life. These images connote the idea of the blighted, infertile wasteland.

Beyond Thunderdome displays a kind of landscape, which does not identify readily with Australia, but could be any of the great sand deserts of the world. It is the Sahara that immediately crosses the mind, since Miller carefully ushers the spectator towards establishing that mental link between the undefinable sea of sand, the Arab-

like figure, the camel driven wagon on the screen and the formidable desert of three world religions. As soon as the landscape is not readily identifiable exclusively with that of Australia, but with one heavily laden with mythic connotations, the narrative is elevated from local to a universal level.

When representing the desert Miller draws on a rich reservoir of culturally charged meanings. There have been two traditional approaches to the "wilderness" defined by the Oxford English dictionary as "wild, uncultivated land; desert."

The classical view sees the wilderness as a place to be feared because it is full of evil spirits, it is haunted by beasts, it is peopled by the marginalized elements of society, for example savages; it may be a proper and/or possible scene for witchcraft, the wilderness has or may have an unfavourable impact on the individual. To eliminate or at least minimize the negative values attached to the wilderness, the classicists strive for transforming it, converting it into a humanized landscape through the process called progress.

The romantic approach adores the wilderness as a source of innocence and contrasts it with the corruption of civilization. The wilderness acquires the additional meaning of the Garden of Eden before the Fall. The wilderness dwellers also shed the pejorative overtone of savage in the classical view and become "noble savages" (Short 1991:6-13)

The desert is a Janus-faced term, which combines the connotations deriving from both approaches. To convert the desert into a garden is a significant human achievement that pleases God, yet, the desert is the birth-place of various religions, prophets and the Messiah. The desert is a sacred place, it is God's creation, yet its conversion into the garden is a god-guided work. So from deserts the prophets, the heroes, and the redeemers come.

The three *Mad Max* films dramatize three stages of the title hero's life. The Max character has been compared to western heroes, such as Shane (Lewis 1984:144), or the Dirty Harry type of vigilantes (Morphett 1984:41). Although all these characters share the quality of being a loner and a gunman, but to see them as spiritual brethren is mistaken as their response to the call to perform their mission is basically different. The former two (Shane and Dirty Harry) offer help voluntarily, which is a common denominator of many the American heroes of popular genres. Max shares the attributes of the reluctant hero with Luke Skywalker of *Star Wars* (1977). Both characters are constructed according to the archetype outlined by Joseph Campbell in *The Hero with a Thousand Faces* (1949).

The Campbellian hero follows a certain path in his quest: Campbell identifies the stages as: the hero in his ordinary world; the call (to adventure), the refusal of the call, the hero is encouraged by a wise old man or woman, the first threshold, faces tests and finds helpers, the belly of the whale and/or supreme ordeal, the reward, the

return, the resurrection, return with the elixir. This is basically the skeleton, which has to receive muscle to make an individual hero.

According to the demands of the narrative, however, some of the stages are more elaborated, others may be skipped altogether. If we take the three *Mad Max* films as three individual stories then the three films share the stages of the call to adventure and the refusal of the call: In *Mad Max* the police chief urges Max to carry on with his job on the roads, he refuses, quits and goes on a holiday with his family (which turns out to be fatal).

In *The Road Warrior* the Tribe of the Well ask him to be their leader, he refuses, in *Beyond Thunderdome* the Cave Children ask him to be their redeemer and take them home, he refuses. In the first two cases he eventually responds to the call either because he is wronged by the villains, or because his better self conquers over his darker side. In *The Road Warrior* and *Beyond Thunderdome* he is even ready for self-sacrifice. In each of the episodes he sinks to the whale of the belly, which is to be interpreted as the lowest and darkest point of the adventure, which harbours the possibility of death. Max resurrects from this state of near death. His reward is that the community he is to protect leaves to find a new life somewhere else, in the supposed Eden of some undefined north, or among the ruins of the once great Sydney. His personal redemption is not complete enough to permit him to join a community. He returns with no elixir for the land, which, in turn, remains infertile.

This fact makes the heroic attempt abortive, or mock-heroic. At the end of *The Road Warrior* the hero is to realize that he was fooled. The tanker, in which he carried the precious fuel—he thought—was filled with sand. The heroic act is deprived from heroism. In *Beyond Thunderdome* his life is preserved by the appreciation of the enemy. The hero, Max challenged Auntie's position in Bartertown, and "stole" away Master, who is the kernel of economic progress in Bartertown. In other words, he has plucked the golden bough, but he does not wish to—or he is not in the position of replacing the priest—priestess in this case—thus his heroic journey will not bring healing and fertility to the land. Max's character unites elements of the Campbell's hero myth and Frazer's fertility myth, while the task of (re-)creation of civilization is allocated to the communities he helped to save. Each of the three films depart with the lone hero in the desert indicating that the modern prophet/hero/redeemer may come from the desert, but he will stay in the desert too.

The popularity the *Mad Max* trilogy has enjoyed ever since its first release in a number of countries of the world, lies—at least partly—in the way it combines a modern story set in the distant future, which is based on patterns inherited from a distant past. The trilogy is one of those successful attempts that “reject the Great Divide” (Huysen viii) and successfully blend various mythic paradigms favoured by high art and traditions of popular narratives.

References

- Barbour, Dennis H., 1999. 'Heroism and Redemption in the Mad Max Trilogy', *Journal of Popular Film and Television*, 27(3): 28-34.
- Chute, David, 1982. 'The Ayatollah of the Moviola', *Film Comment* 18: 27-31.
- Coupe, Laurence, 1997. *Myth*. London and New York: Routledge.
- Cowart, David, 1989. *History and the Contemporary Novel*. Carbondale, Illinois: Southern Illinois University Press.
- Cunningham, Stuart, 1985. 'Hollywood Genres, Australian Movies', in Moran, Albert, and O'Regan, Tom, eds., *An Australian Film Reader*. Sydney: Currency Press.
- Cupitt, Don, 1982. *The World to Come*. London: SCM Press.
- Dermody, Susan, and Jacka, Elizabeth, 1988. *The Screening of Australia: Anatomy of a National Cinema*. Vol. 2. Sydney: Currency Press.
- Eliade, Mircea, 1954. *The Myth of the Eternal Return*. Princeton: Princeton University Press.
- Huyssen, Andreas, 1988. *After the Great Divide: Modernism, Mass Culture, Postmodernism*. London: Macmillan Press.
- Lewis, Glen, 1987. *Australian Movies and the American Dream*. New York: Praeger.
- Martin, Adrien, 2003. *The Mad Max Movies*. Sydney: Currency Press and ScreenSound Australia.
- Matthew, Sue, 1984. *35 mm Dreams*. Melbourne: Penguin.
- Morphett, Tony, 1984. 'Mad Max and the Vigilantes', *Quadrant* 28(3):41-43.
- Morris, Meaghan, 1989. 'Fate and the Family Sedan', *East-West Film Journal*. 4(1): 113-134.
- Morris, Meaghan, 2002. 'White Panic, or Mad Max and the Sublime', <http://pandora.nla.gov.au/pan/10772/20020209/www.sensesofcinema.com/>
- Short, John Rennie, 1991. *Imagined Country: Environment, Culture, and Society*. London: Routledge.
- Webb, Robert L., 1990. 'Apocalyptic': Observation on a slippery Term', *Journal of Near Eastern Studies*. 49(2):115-126.

Most [The Bridge]: Intermedia performance Tatjana Šešerko

"When I invoke the terms 'Germany' or 'Bulgaria' these are imaginary relations; they aren't so much places as narratives about places, and I really believe that all our relations to place are mediated in these ways." (Gunew, 1998)

I will address plurality of cross-cultural identity in Australia in this paper through a performance art project *Most [The Bridge]* and its predecessor *Katedrala*. This ongoing project was exhibited through simultaneous performative encounters that took place between three actions in Perth, Zürich and Melbourne. Performers, who were located in these cities, corresponded to each other via telephone. The transmitted verbal content from public transport in Zürich and Melbourne was translated by language of gestural painting in a gallery space in Perth on two separate occasions. The strategy of telephonic conversation, or monologue à deux,

in this project provides a possibility to portray 'third space' or 'space in-between,' often assigned to migrant situations. It is this space that puts into question the relationship between the 'real' space of 'here and now' and the 'imaginary' space of 'there and then.'

One of the underlying elements in this project was assigned to conceptual investigation of migration, as described by Sneja Gunew in the citation above. Migration and identity politics are approached through displacement, and redefinition of space and place. This conceptual framework surrounds the performance through portrayal of telephone as an umbilical portal between places and simultaneous action.

Before describing the project and defining its parallel theoretical outcomes, I will briefly define my position as a migrant artist, currently residing in Australia. I moved to Australia in 1995 as a result of the ongoing political tensions in former Yugoslavia. It was in Australia that I began seeing my own past and my own experience of living in Yugoslavia from a distance. The plurality of cross-cultural spaces and their boundaries in Australia multiplied even further in comparison to my previous native experience. The transit and an incessant desire to 'return home' have started to inform my art practice through acquisition of language that could express in-between spaces, and through the transient medium of temporal performance. The idea of transit and memory inspired performative progression of projects such as *Most* [The Bridge] and *Katedrala*.

Temporal performance is a medium that could effectively represent transience of cross-cultural dialogues through performative expression. I decided to create intermediate projects that reflect upon the methodology of communication in order to bridge the gap between distances. The telecommunication utilised in the context of these performances introduces a certain level of unpredictability associated with the technical and corresponding outcomes.

There will be three sections addressed separately in this paper. The first section will describe the project and its outline. The second section will define the terminology of the 'bridge' and ways it was applied in art. The theoretical framework that delineates Paul Carter's concept of 'in-between spaces' will be discussed in third section.

Project description: *Katedrala*



Each of the two projects consists of two performance intervals. First in the sequence was *Katedrala*, which took place over the course of two days in May 2005. The two days were marked as two intervals, in which I corresponded with two artists, Martin Heine and Nela Trifković. The artists were scheduled to answer the phone, whilst riding their local public transport in the direction West – East, in two different cities (Zürich, Switzerland, and Melbourne, Australia). In the first interval, Heine answered the phone in Zürich at 7pm (Perth time) on Monday May 23, 2005. Trifković corresponded as a part of the second interval from Melbourne at the same time three days later.

Answering of the phone marked the beginning of verbal image interpretation of six pre-given images. The images were prints obtained from randomly selected slides related to my memories in Yugoslavia. The images were outdated, slightly scratched, and blurry. The two collaborators were filmed by an accompanying person while describing the details of the given images. Simultaneously, at the gallery space in Perth I painted blindfolded onto six sequenced canvases while receiving the instructions.

The synchronicity was supposed to take place between the incoming sound of the telecommunicative directives and the blindfolded painting process. The telephone was connected to the speakers to enable a 'real time' transmission of the collaborators' voices. The canvases were displayed on one side of the gallery, while the slides were projected onto the opposite wall. The projected slides were identical to the images used by the correspondents. The images were sequenced equally, both in the gallery space and on the trams. The incoming verbal image interpretation was meant to correspond with the painting process of sequenced canvases. Therefore, the telephonic instruction turned into the content of a painted form. The act of blindfolded painting provided a semiotic vehicle that questioned the impossibility of the accuracy of pre-given task.

The outcome of the performance resulted in the movements of disorientation within the gallery space. The intention to perform in synchronicity appeared controlled during the time planning of the event. What really happened? The synchronicity between the projected images and painting of the designated sequenced canvases gradually collapsed. There were also elements of unpredictability of the telecommunication outcomes.

Project description: *Most* [The Bridge]



The assemblages of segments, driven through changes, in *Katedrala* initiated my intention to create the next temporal event, *Most* [The Bridge]. The assemblages of this consecutive project were measured by action and time corresponding to projection of video documentation of *Katedrala*'s remote performances. The spatial display of this event consisted of prepared blue-grey canvases hung on two opposing walls in the gallery space. The spoken directive language was contained within the obtained video document of Heine's and Trifković's performance on the premise of their local public transport. The two videos were projected in synchronicity over the grey canvases. I painted over them with white paint in order to gradually reveal the subtleties of the projections.

The revealing process of the projections with white paint implied a negative space. In this way, the content of the paintings was not supposed to incur a figurative and gestural representation of the image. On the contrary, the painting was a paradox where the materiality of it was meant to break down what was already visible and implied by video projections. The white paint emphasised portions of the moving figures of my collaborators from *Katedrala*. The projected body in given location became fragmented. The imprint of the painting itself did not leave a recognisable form on the canvas. Instead, there was left a freshly primed white surface, whose content could only be seen during the performative encounter.

The broken down synchronicity in *Most* [The Bridge] was conceived as a succession of the collapse of the 'real time' communication or monologue à deux of simultaneous actions in *Katedrala*. The two video documentations obtained by Heine and Trifković were edited in such a way to mimic each other's duration.

Heine's objective interpretative performance in Zürich public transport was twice as short as Trifković's analytic and associative image interpretation. For this reason, excerpts from Melbourne footage were removed, whilst the Zürich footage was extended. By modifying the footage duration, the synchronicity break down was embedded within the finalised video.

Definition of project terminology

Most, a word which in Serbian, Croatian, Bosnian, Slovenian, Macedonian and other Slavic languages stands for 'bridge,' signifies communication and transmission of information cross-culturally. The documentation of transmission of the interpreted site specifics determined by the spatial positioning of the correspondents provided an objective form of analysis of each particular place. Each locational interpretation generated an associative analysis that entailed historical and immediate geo-political confluence of each site. This was manifested through the visual content of the projections, and awareness of their surrounding.

In his novel, *The Bridge on the Drina*, Ivo Andrić, a Yugoslav novelist and poet, utilised the metaphor of the 'bridge' as a paradoxically connecting and dividing edifice between places and as a commentary on the historical events informed by colonisation and its resulting exodus in the areas of former Yugoslavia. (Bjelić, 2002, pp.15-16). The signification of 'bridge' in this sense becomes transposed to the geo-political and social positioning of former Yugoslavia as a bridge between East and West, between diverse religions, and between multiplicities of racisms. The 1999 bombing of Serbia by the NATO forces resulted in destruction of bridges, among many other targets, in the metropolitan areas. This action became symbolic of the break-down of communication.

In order to further illustrate the conceptual application of the term 'bridge,' I will mention a German art movement *Die Brücke* (The Bridge) that was formed in 1905. The aim of the group was to establish a bridge between art and life. Throughout the group's evolution, art became not only a sense of liberation that could express individual feelings, but grew more towards the "basic fears and desires of a nation by a sense of impending disaster" (Herbert 1983, p.8) in the years prior to the First World War.

Also, three simultaneous retrospective exhibitions of a Yugoslavian performance artist Marina Abramović's work ran under the title *The Bridge/El Puente*. The exhibitions were spread across *Lonja del Pescado* in Alicante and *Sala La Galleria* and *Teatro Rialto* in Valencia in Spain. The terminology of *El Puente* refers to the interconnectivity between three venues, literal constructs and symbolic and conceptual representations of her current and past projects. In one of the galleries in Alicante, Abramović built an elevated catwalk that displayed instability and vulnerability of the temporary structure through the direct sensation and experience of walking across the edifice. Conceptually, *El Puente* also refers to the in-between

spaces experienced through exploration of transitory spaces in relation to body, image and memory.

Pablo J. Rico stated in the introduction to Abramović's catalogue that

bridges are passages, dangerous spaces for transit and voyage between two foreign territories, open places where the wind blows... With this fitting symbolism of the bridge, Abramović also vindicates her origins in the Balkans: a cultural and ethnic space between East and West; a land of transit, of danger; a land swept by the winds of war and extreme feelings; a passage and corridor where survival is extremely difficult... Invoking the image of the bridge is a way of recovering memories and familiar situations, from those moments before the beginning of her voyage to so many places. (Rico 1998, p.18)

In my controlled performative actions, I have taken the symbol of the bridge to the gradual collapse of synchronicity. The communication between simultaneous performances collapsed, yet something was still left over that was useful. Relationships between the language and the visual form, between authority and action, between the ephemeral nature of projected material and the materialising process of painting, between subjective associations and objective descriptions developed new meaning.

Throughout the performance *Katedrala*, the communication process took place in 'real-time'. In this case, the notion of presence was two-fold. Each presence, the actual (my own) and projected (the telephone) were connected by lack. My inability to see where I was going, and how I was materialising the movement directed by the distant voice, was devoid of a sense of orientation. It was a performed sense of self distanced from itself, and in an absurd way guided by the absent voice from the distance. As a result, a dichotomy between here and there, past and present formed. The difference between past and present was actual, geographically compressed in the controlled performative environment.

The theoretical framework

The theoretical framework applies Carter's notion of the 'in-between spaces' to the described performative situations. The concept will be looked at in terms of the application of the cross-cultural background to the formal aspects of the performances. It will also be discussed in terms of communication process or monologue à deux of the simultaneous performances.

The in-between space is a concept derived from Derrida's deconstruction philosophy. However, through the work of Homi Bhabha and others the term has been applied to postcolonial and migrant situations to theorise an ambivalent 'third' space between departure and arrival. This transient space can become rich in expressive potential whilst addressing the possibility of artistic representation of identity. Paul Carter, an Australian cultural theorist and a sound artist of British descent, has done most to theorise and apply the aesthetic potential of the concept. For him in-between spaces are experienced phenomenologically in terms of

movement rather than through static images, and hence are primarily fully somatic (i.e. bodily) rather than just visual. Perhaps migrant's new world is heard not seen; perhaps the experience of speaking for the first time is connected with [phonetic experience of] 'states and movements in space' (Carter 1992, p.16).

Carter is particularly interested in the moment of first contact and the creative potential of initial attempts to map new spaces of translation between the self and the other and also to speak and understand the other, whose language we do not necessarily understand. In this process of attempting to understand translation, we apply verbal gestures of mimicry, and accompanying motions by the arms. In Carter's sense, 'this mimicry is not meant to parody communication, to undermine assertions of authority. It is a historical device for keeping the future open, for delineating a space where, in future, misapprehensions and differences can begin to form the basis of a new cross-cultural argot' (Carter 1992, p.13).

Drawing on Carter's ideas the focus of directive communication forms its relationship with the consequential and simultaneous action. The dialogue between the two dominant geo-political and socio-cultural domains, Australia and former Yugoslavia is approached from the context of the multiplicity of transitions between cartographically remote urban spaces, between multiplicities of individual and collective memories. The two specified cultural spaces are defined by relationship of both disembodied and actual presence in the performative environment. Thus the collaborators set within 'Other' urban contexts could portray the voice from the distance that informed the consequential action at the gallery space in Perth.

The in-between space has been appropriated to performances by the sense of the recurring loop between the self and the other. This can be seen through the possibilities of representation within space through multiplicity and assemblage of audio/video projected and performative information.

Carter said that "the idea of improvised dialogue," or directive in the context of my performances, "changes the meaning of acting" (Carter 1992, p.18). A script of these performances was not so much about acting, but the processes that incorporate the presence of the body devoid of facial expressions in space and according to the script was meant to reinforce the transmitted imperative descriptions onto canvas.

"The voice we authorise [or that authorises us] and cling to implies an imperium of silence. How we compose our surroundings determines how our surroundings are to be. The problem is not to preserve differences but to devise new movements between them. And if they are to succeed, the movements will have to be as much poetic as political" (Carter 1992, p.22). Poetics implies a world we would like to inhabit in terms of gaining some freedom of thought and spirit. The delineated space in between cannot be confined in a proleptic tradition of defining of postcolonial identity as an "attempt to give mimicry a respectable meaning" (Carter 1992, p.22). Poetics implies also a fertile space between the history and politics.

References

- Bjelić, D. I. 2002, 'Blowing Up The Bridge', in D. I. Bjelić & O. Savić (eds.), Balkan as a Metaphor: Between Globalisation and Fragmentation, MIT Press, Cambridge, Massachusetts, London.
- Carter, P. 1992, The Sound In Between: Voice, Space, Performance, New South Wales University Press, Kensington, NSW.
- Gunew, S. 1999, 'Foreign Dialogues – Part 6: Reinventing Selves Sneja Gunew with Mary Zournazi', ABC Radio National, viewed 15 February 2006, <<http://www.abc.net.au/rn/arts/radioeye/foreign6.doc>>
- Herbert, B. 1983, German Expressionism: Die Brücke and Der Blaue Reiter, Jupiter Books, London.
- Philips, A., 2003, 'Roma Returnees to Serbia and Montenegro: Who's Responsibility? Mission Report', Council of Europe Fact-Finding Mission to Serbia and Montenegro, viewed 11 December 2005, <http://www.coe.int/T/DG3/RomaTravellers/documentation/refugees/AphilipsReportRomareturn_en.asp>
- Rico, P. (ed.) 1998, The Bridge/El Puente: Marina Abramović, Exposición Retrospectiva, Consorci de Museus de la Comunitat Valenciana, Valencia.
- Žižek, S. 1998, 'Spectre of Balkan', The Journal of the International Institute, vol.6, no.2, viewed 20 December 2005, <<http://www.umich.edu/~iinet/journal/vol6no2/zizek.htm>>

Geschichte der Gesellschaft für Australien-Studien e.V.

Die ersten Jahre 1985-1993: Eine persönliche Chronik Horst Prießnitz, Bergische Universität GHS Wuppertal

Die Geschichte der *Gesellschaft für Australien-Studien e.V.* reicht weiter zurück, als die Eintragung im Vereinsregister des Amtsgerichts Berlin-Charlottenburg nahelegt. Sie hat eine Vorgeschichte mit einem Präludium, die nicht vollständig in den seit 1986 regelmäßig erscheinenden *Newsletters* dokumentiert ist. Auf eine Kurzformel gebracht, lässt sie sich wie folgt zusammenfassen: Aus einem Kreis von Australien-Interessenten entwickelte sich im Laufe des Jahres 1985 die *Arbeitsgemeinschaft Australien*, die dann am 6. 11. 1989 in die *Gesellschaft für Australien-Studien* überführt wurde.

1985 und davor

Wer nach einem semioffiziellen Gründungsdatum sucht, mag den 24. 5. 1985 als solches ansehen. An diesem Tag fand in der damals noch in Bonn angesiedelten Australischen Botschaft ein Treffen statt, zu dem die Vertretung ihrer namentlich bekannte Australien-Kenner und -Freunde eingeladen hatte. Gegenstand des Gesprächs war unter anderem die Frage, ob und wie künftig ein besserer Informationsaustausch zwischen den in der Bundesrepublik an den verschiedenen Institutionen tätigen Australien-Spezialisten hergestellt werden könnte. Da die Anwesenden ersteres bejahten, wurde eine Umfrage angeregt, die ermittelte sollte, wer wo über Australien arbeitet und ggf. bereit wäre, an einer lockeren 'Arbeitsgemeinschaft Australien' mitzuwirken. Mit der Durchführung dieser Umfrage, die gleichzeitig als Einladung zur Mitarbeit konzipiert war, sowie dem aus ihr resultierenden Schriftverkehr wurde der Verfasser dieses Berichts betraut.

Das Echo war überraschend positiv. Es antworteten nicht nur annähernd 80 Hochschullehrer unterschiedlicher Disziplinen, die selbst mit Australien-bezogenen Projekten befaßt waren und in diesem Zusammenhang persönliche oder offizielle Kontakte zu australischen Institutionen (Universitäten oder anderweitigen Forschungseinrichtungen) unterhielten, sie waren auch allesamt an einer lockeren Mitwirkung in dem Arbeitskreis bereit. Im September 1986 hatten bereits 93 'Mitglieder', zumeist Professoren und Dozenten beiderlei Geschlechts aus den Fächern Anglistik, Biologie, Botanik, Chemie, Erziehungswissenschaft, Geowissenschaften (Geographie, Geologie), Geschichte, Kunstgeschichte, Politikwissenschaft, Psychologie, Slawistik und Völkerkunde bzw. Kultur und Geschichte der Ureinwohner ihr Interesse an einem losen Zusammenschluß bekundet¹⁹. Die *Arbeitsgemeinschaft Australien* verstand sich von Anfang an als ein freiwilliger Zusammenschluß von Universitätslehrern, Forschungseinrichtungen,

¹⁹ Vgl. "Revidierte Namensliste der Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Australien (Stand: 1. 9. 1986)". *Newsletter* 1 (1986): 31-41.

Lehrern, Studenten und Einzelpersonen mit Interesse an Australien. Ihre Ziele waren die Entwicklung und Förderung der interdisziplinären Beschäftigung mit sowie des Interesses an Australien in Zusammenarbeit mit ähnlichen Organisationen und Institutionen innerhalb und außerhalb der Bundesrepublik Deutschland²⁰. Mit dieser Zielbestimmung grenzte sich die Arbeitsgemeinschaft dezidiert von Vereinigungen ab, die sich dem Land vornehmlich kommerziell, touristisch oder anderweitig verbunden fühlten. Bis zur Gründung der *Gesellschaft für Australien-Studien* mit einer Satzung und der Eintragung in das Vereinsregister beim Amtsgericht Berlin-Charlottenburg firmierte und agierte die Gesellschaft unter diesem Namen.

Daß Anglisten und Geographen in den ersten Jahren und darüber hinaus zur treibenden Kraft des wissenschaftlichen Bemühens um den 5. Kontinent gehörten, hing mit disziplinspezifischen Kontroversen bei ersteren und einer fachbedingten Offenheit für geopolitische Entwicklungen bei letzteren zusammen. Mitte der 70er Jahre entbrannte auch in der deutschen Anglistik eine Debatte um die Frage, ob die bis dahin kaum ernsthaft angezweifelte Dominanz Großbritanniens und der U.S.A. im curricularen Kanon weiterhin aufrechterhalten werden könnte, da sie den Blick auf die mittlerweile nicht mehr bestreitbaren literarischen Errungenschaften der restlichen Terranglia versperrte²¹. Die je nach Position unterschiedlichen Antworten entzweiten Gegner und Befürworter des traditionellen Curriculums, konnten aber langfristig nicht verhindern, daß sich eine verstärkte akademische Beschäftigung mit den bislang marginalisierten 'extrakanonischen' Literaturen außerhalb Großbritanniens sowie Ansätze zur Überwindung des Konzepts der 'Nationalkulturen' zugunsten einer Ermittlung von Ähnlichkeiten bzw. transnationalen Interdependenzen in der globalen Anglophonie etablierten.

Die Anglistik der Heimatbasis des Verfassers hatte sich 1975 in diese Diskussionen durch die Errichtung eines Forschungsschwerpunktes eingeschaltet, der sich speziell der Erkundung von anglophonen Literaturen außerhalb des Ursprungslandes ihrer Sprache widmete. Ein Teilgebiet bildete die literarische Kultur des 5. Kontinents, der durch regelmäßige Lehrveranstaltungen, zahlreiche Gastvorträge australischer Akademiker, den Aufbau exzellenter Buchbestände, Ausstellungen von Australiana, zu deren Eröffnung die Botschaft ranghohe Vertreter entsandte, sowie vor allem Veröffentlichungen, die Australiens internationale kulturelle Verflechtungen oder die Konsequenzen der 'Anglobalisierung' für das Fach mitzubedenken versuchten²², besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde. Zum Zeitpunkt der Einladung in die Botschaft im Mai 1985 konnte der Verfasser bereits auf eine mehrjährige intensive Beschäftigung mit Australien zurückblicken.

²⁰ Vgl. die Kurzbeschreibung im *Newsletter* 1 (1986): erste unpaginierte Seite.

²¹ Vgl. z.B. Jürgen Schäfer, "Was ist 'englische' Literatur? Wissenschaftstheoretische Probleme und curriculare Herausforderung". *Die Neueren Sprachen*, N.F. 25 (1976): 512-524.

²² Vgl. Vf., "Zukunftsperpektiven der Anglistik". *Anglia* 104. 3-4 (1986): 423-444.

Der 5. Kontinent profitierte jedoch nicht nur von den Folgen der akademischen Dekolonialisierung, sondern ebenso von seiner geopolitischen Lage und möglichen Funktion als Brückenkopf zwischen Europa und Asien. Anfang der 80er Jahre entstand eine lebhafte Diskussion um die künftige Bedeutung des pazifischen Raumes für Europa. Die Ansicht, daß die Länder der pazifischen Region einschließlich Australiens eine zunehmend wichtige Rolle in der Weltwirtschaft und -politik spielen würden – und dies zu Lasten des atlantischen Raumes – war weit verbreitet²³. Berechnungen prognostizierten, daß im Jahr 2000 nur etwa 6% der Weltbevölkerung in Westeuropa, 33% hingegen im pazifischen Becken leben würden, Europa zusammen mit Nordamerika und Australien die wohlhabendste Region der Erde bleiben, aber fortan nur noch ein wirtschaftlicher und politischer Schwerpunkt von *mehreren* sein werde. Aus der Tatsache, daß sich Europa künftig als ein kleiner, wenngleich wichtiger Teil des Globus begreifen müsse – und nicht mehr als dessen Mittelpunkt –, wurde abgeleitet, daß es sich nicht nur ökonomisch und politisch, sondern gleichfalls kulturell stärker im pazifischen Raum engagieren müsse, wenn es seine Stellung behaupten wolle. Australiens geopolitische Attraktivität wurde darin gesehen, daß es über eine europäisch geprägte Vergangenheit und Gegenwart bei gleichzeitig mehr oder minder guten nachbarschaftlichen Beziehungen zu Asien verfügte. Dem aborigen Erbe des Landes wurde nicht selten noch wenig mehr als der Status eines exotischen Faszinosums zuerkannt.

1985-1988

Die Gelegenheit zu einem deutschen Engagement in der Region bot sich mit der herannahenden 200-Jahrfeier Australiens am 26. 1. 1988. Schon Ende 1985 hatte Canberra die deutsche Bundesregierung eingeladen, sich an den Geburtstagsfeierlichkeiten zu beteiligen. Gleichzeitig hatte es um Prüfung gebeten, ob nicht seitens der Bundesrepublik ein angemessener kultureller Beitrag geleistet werden könnte, mit dessen Hilfe Australien ein wenig stärker ins Blickfeld der deutschen Öffentlichkeit gerückt werden sollte. Die damalige Bundesregierung entsprach dem Ersuchen zumindest insoweit, als das Auswärtige Amt eine Kommission einsetzte, die Vorschläge sammeln und eruieren sollte, ob sie als geeigneter deutscher Beitrag in Frage kommen²⁴.

Obwohl ein informeller Kreis ohne offiziellen Status, fühlte sich die Arbeitsgemeinschaft angesprochen, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten mit einigen Projekten im Inland zu beteiligen. Da der Botschaft daran gelegen schien, die Auswahl von *Bicentennial Scholars* innerhalb eines australischerseits in Vorbereitung befindlichen Austauschprogramms sowie die gezielte Verwendung ihrer bescheidenen Finanzmittel zur Förderung von *Australian Studies* in einem

²³ Vgl. z.B. E. Rhein, "Die Bedeutung des pazifischen Raumes für Europa". *EG-Magazin* (Februar 1984): 10.

²⁴ Vgl. Rundschreiben des Vf. vom 26. 10. 1985. Auf Vorschlag der Botschaft wurde der Vf. zu dieser Kommission hinzugezogen.

größeren Kreis zu erörtern, wurde für den 24. 4. 1986 ein erneutes Treffen der Arbeitsgemeinschaft in Bonn vereinbart, zu dem die Teilnehmer Tagesordnungspunkte vorschlugen, die die Aktivitäten des Gremiums nach und nach weit über dieses Datum hinaus bestimmen sollten. Die Agenda umfaßte (1) die künftige Organisation der Arbeitsgemeinschaft (Satzung, Namensänderung), (2) Gründung und Vertrieb eines internen *Newsletter*, (3) Verbesserung der Bedingungen des Austauschs von akademischen Lehrern und Studierenden unter Beteiligung z.B. des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und anderer Organisationen, (4) Ermittlung und Dokumentation von Forschungsaktivitäten in Deutschland sowie Einbeziehung von ehemaligen Humboldt- und Feodor Lynen-Stipendiaten bei der Auswahl von deutschen Austauschkandidaten, (5) Verbesserung der wechselseitigen Informationen auf nahezu allen Gebieten, (6) Ersetzung der veralteten Landeskunde von V. Venturini durch aktuellere Veröffentlichungen, (7) Organisation konkreter Projekte für 1988²⁵.

Auch wenn nicht alle dieser Anregungen sofort und in Gänze aufgegriffen und in die Tat umgesetzt werden konnten, verwiesen sie auf Schwerpunkte der künftigen Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft. Was ihren Beitrag zum Jubiläumsjahr betraf, wurden auf dem von der Australischen Botschaft mit viel Gastfreundschaft ausgerichteten Treffen am 24. 4. 1986 neben solchen von der deutschen Bundesregierung favorisierten Großprojekten wie der Entsendung der *Gorch Fock* nach oder Aufführungen der *Meistersinger* und *Wozzeck* durch die Kölner Oper in Sydney auch verschiedene, von Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft initiierte Vorhaben vorgestellt: ein Band mit Quellendokumenten zum deutschen Beitrag beim Aufbau Australiens, eine Publikation über die deutsche Einwanderung nach Australien, eine Ausgabe der Tagebücher Ludwig Leichhardts, ein Projekt zur Unterstützung der Rettungsversuche des *Great Barrier Reef*, eine englische Übersetzung von Andreas Lommels *Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentralaustralien (1907-8)*, Ausstellungen von Australianiana durch die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen sowie weitere in Arbeit befindliche Publikationen. Das von Burkhard Hofmeister vorgeschlagene Projekt einer interdisziplinären Ringvorlesung über Australien, die für verschiedenen Adressatengruppen konzipiert sein und 1988 durchgeführt werden sollte, wurde mit besonderem Beifall aufgenommen. Für diese Vorlesungsreihe sollten bis zum nächsten Zusammentreffen der Arbeitsgemeinschaft im Januar 1987 konkrete Vortragsangebote eingeholt werden²⁶.

Bei der Zusammenkunft des Arbeitskreises am 30. 1. 1987 wurden mehrere der ein Jahr zuvor diskutierten Vorhaben konkretisiert. Es wurden Initiativgruppen eingesetzt, die sich mit den Problemkomplexen Austausch und Kontakte (Studenten, Wissenschaftler, Organisationen), Literatur und Dokumentation sowie Kunst und Kultur der Ureinwohner befassen sollten. Ferner wurde für 1988 eine Tagung in

²⁵ Vgl. Rundschreiben des Vf. vom 12. 1. 1986.

²⁶ Vgl. Agenda des Treffens vom 24. 4. 1986; vgl. auch die Projektliste im *Newsletter* 1 (1986): 4-16.

Blaubeuren zum Thema "Australian Studies: Möglichkeiten und Perspektiven" beschlossen. Das inzwischen aktualisierte Gesamtpaket mit 25 Vorträgen unterschiedlicher Fachvertreter wurde samt Exposés im Februar 1987 an die Beauftragten für das *studium generale/universale* an den deutschen Hochschulen, die Volkshochschul-Landesverbände der Bundesländer, den Deutschen Volkshochschul-Verband, die Dezernate für Erwachsenenbildung bei den Regierungspräsidenten des Bundesgebiets sowie weitere interessierte Institutionen verschickt²⁷. Desgleichen wurde im *Newsletter* von 1987 das Kalendarium von Veranstaltungen ergänzt, so z.B. um eine Australien-Sektion, mit der sich der Deutsche Anglistentag auf Anregung des Verfassers erstmals in seiner Geschichte mit einer literarischen Kultur außerhalb Großbritanniens beschäftigen wollte²⁸.

Im November 1987 waren die Arbeiten des Vorbereitungsausschusses sowie der Arbeitsgruppe des Auswärtigen Amtes soweit gediehen, daß die Ergebnisse anlässlich einer gemeinsamen Sitzung abschließend erörtert wurden²⁹. Die von der Australischen Botschaft, der Commerzbank, der Dresdner Bank, der Gesellschaft für Deutsch-Australischen und Neuseeländischen Schüleraustausch, dem Bundesministerium der Verteidigung, der Deutschen Bank, der Deutsch-Australischen Gesellschaft, dem Australien-Neuseeland-Pazifik-Verein, der Vereinigung der German-Australian Scholarship Students in Germany, Quantas [sic!] Airways, dem Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder, dem Pädagogischen Austauschdienst, dem Goethe-Institut, der Alexander – von – Humboldt-Stiftung, dem Institut für Auslandsbeziehungen, Inter Nationes, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Friedrich-Ebert-Stiftung, der Friedrich-Naumann-Stiftung, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, dem Verein zur Förderung der Kunst und Kultur der Aborigines Australiens – und einem Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Australien – erstellte Projektliste vom 20. 11. 1987 wurde nach Korrespondenz mit den Auswärtigen Amt³⁰ nochmals revidiert und vervollständigt. Die endgültige Übersicht mit Stand vom 22. 1. 1988, 200-Jahrfeier Australiens 1988. Zusammenstellung der wesentlichen aus Anlass der 200-Jahr-Feiern [sic!] Australiens in und für Australien geplanten Veranstaltungen sowie veröffentlichten Büchern und Filmen, umfasste deutsche Beiträge für und in Australien sowie in der Bundesrepublik geplante Veranstaltungen³¹. Das aus der Sicht der Arbeitsgemeinschaft vielleicht erfreulichste Ergebnis war, daß die Gründung des informellen Arbeitskreises, sein Vorlesungsangebot, die vorgesehene Tagung in Blaubeuren, die von einzelnen Mitgliedern initiierten Projekte wie z.B. die Australien-Sektion des Deutschen Anglistentages sowie weitere

²⁷ Vgl. "Vortragsangebot von Mitgliedern der 'Arbeitsgemeinschaft Australien' aus Anlass der 200-Jahrfeier". *Newsletter* 2 (1987): 30-59.

²⁸ Vgl. das Kalendarium im *Newsletter* 2 (1987): 21-29.

²⁹ Vgl. das Schreiben des Auswärtigen Amtes 610-0-600.51/10 AUS vom 3. 11. 1987.

³⁰ Vgl. das Schreiben des Auswärtigen Amtes 610-0-600.51/10 AUS vom 4. 12. 1987 und das Antwortschreiben des Vf. vom 14. 12. 1987.

³¹ Vgl. die Übersicht im *Newsletter* 3 (1988): 26-39.

Veröffentlichungen von Mitgliedern in die Rubrik der offiziellen deutschen Beiträge zum australischen *Bicentennial* aufgenommen wurden.

Das Jubiläumsjahr begann mit der Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft am 29. 1. 1988 in der Botschaft in Bonn, wo über die Vorstöße der Initiativgruppe "Austausch und Kontakte", das positive Echo auf das Vortragsangebot der Arbeitsgemeinschaft und vor allem über das Programm des ersten, von Gerhard Stilz in Blaubeuren organisierten Symposiums über Möglichkeiten und Perspektiven von *Australian Studies* in Deutschland gesprochen wurde³². Neben den vielen Aktivitäten von Mitgliedern des Arbeitskreises wurde diese Konferenz, die vom 28. bis 30. 10. 1988 im Heinrich-Fabri-Institut stattfand, zu einem Höhepunkt in der bisherigen Geschichte der Arbeitsgemeinschaft, weil sich aus ihr die erste Arbeitsgemeinschaft-eigene Veröffentlichung, der von Gerhard Stilz und Heinrich Lamping herausgegebene und als Nummer 1 der Reihe *Deutsch-Australische Studien/German-Australian Studies* firmierende Tagungsband, *Australienstudien in Deutschland: Grundlagen und Perspektiven*. Bern: Peter Lang, 1990, entwickelte, mit dem sich die Arbeitsgemeinschaft erstmals einer breiteren Öffentlichkeit präsentierte.

1989

Auf dem Jahrestreffen am 27. 1. 1989 in Bonn wurde Bilanz gezogen und in die Zukunft geblickt. Während das Symposium von Blaubeuren³³, die Australien-Sektion des Göttinger Anglistentages³⁴, die Beteiligung am 8. Frankfurter Wirtschaftsgeographischen Symposium, an dem Wissenschaftlichen Weiterbildungsprogramm der Universität Hamburg, der Vorlesungsreihe der Fachhochschule Köln, der Vortragsreihe des Hamburgischen Museums für Völkerkunde, an weiteren Veranstaltungen im In- und Ausland sowie an Publikationen und Ausstellungen³⁵ als öffentlichkeitswirksame Erfolge verbucht werden konnten, erwiesen sich die Bemühungen beim Auswärtigen Amt, bei der Westdeutschen Rektorenkonferenz und beim DAAD zwecks Intensivierung der Kontakte und Einrichtung von Austauschprogrammen zwischen Deutschland und Australien als wenig ertragreich³⁶. Die positiven Reaktionen auf die Tagung von Blaubeuren ermunterten die Versammlung, für den 11. bis 14. 10. 1990 ein weiteres Symposium zum Thema "Mensch und Natur in Australien" ins Auge zu fassen.

Die finanziellen Probleme, die bei der Drucklegung des Blaubeurener Tagungsbandes auftraten und nicht zuletzt darin begründet lagen, daß die Arbeitsgemeinschaft bisher als Vereinigung von Privatpersonen ohne einen rechtlichen Status agierte und mithin keine Möglichkeiten zur Einwerbung von Spenden besaß, führte schließlich zu einer ausführlichen Erörterung der Vor- und

³² Vgl. Protokoll der Sitzung vom 29. 1. 1988, TOP 6.

³³ Vgl. die verschiedenen Berichte im *Newsletter* 4 (1989): 5-14.

³⁴ Vgl. die Themen der Sektion sowie Reaktionen im *Newsletter* 4 (1989): 65-68.

³⁵ Vgl. die Zusammenstellung im *Newsletter* 4 (1989): 64-87.

³⁶ Vgl. die Reaktionen im *Newsletter* 4 (1989): 15-28.

Nachteile einer Vereinsgründung. Die Befürworter machten geltend, daß es einem eingetragenen Verein leichter fallen werde, Geldmittel einzubringen und so die chronische Finanznot zu beheben; auch könne ein Verein in der Öffentlichkeit wirksamer auftreten als eine private Vereinigung. Skeptiker befürchteten, daß eine Satzung bestehende Freiräume einengen könnte. Nach einer langen Diskussion beschloß die Versammlung mit großer Mehrheit die Vereinsgründung. Der Name des künftigen Vereins sollte *Gesellschaft für Australien-Studien* lauten.

Professor Dr. Günther Doeker von der Freien Universität Berlin erklärte sich bereit, einen Satzungsentwurf zu erarbeiten und allen Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft zur Stellungnahme zuzuleiten. Herr Doeker fand sich freundlicherweise auch bereit, den neuen Verein in Berlin eintragen zu lassen, da die hierfür erforderlichen Formalitäten dort rascher zu erledigen waren als im Bundesgebiet. Des weiteren wurde ein provisorischer Vorstand, bestehend aus den Professoren Günther Doeker, Heinrich Lamping, Gerhard Stilz, Klaus Wegmann und dem Verfasser, gewählt. Über den endgültigen Vorstand sowie die Höhe des Mitgliedsbeitrags sollte auf der nächsten Plenarsitzung am 2. 2. 1990 befunden werden³⁷. Nach langwierigen und zähen Auseinandersetzungen mit den zuständigen Behörden gelang es Herrn Doeker endlich, beim Amtsgericht Berlin-Charlottenburg am 6. 11. 1989 die Eintragung der ehemaligen *Arbeitsgemeinschaft Australien* als *Gesellschaft für Australien-Studien e. V.* unter der Nummer 100 28 Nz in das Vereinsregister durchzusetzen³⁸. Mit diesem Datum beginnt die offizielle Geschichte der Gesellschaft, deren Ziele der § 2 (a) - (c) der Satzung wie folgt definierte:

- "Die Gesellschaft hat die Aufgabe, Australien-Studien auf wissenschaftlicher Basis zu fördern und die Entwicklung der Forschung und Lehre in den deutschsprachigen Ländern zu betreiben.
- Die Gesellschaft versucht, gleichzeitig zu einer Vertiefung der wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den deutschsprachigen Ländern und Australien beizutragen.
- Zu ihren Aufgaben gehören insbesondere die Veranstaltung fachlicher Tagungen und Vorträge, die Herausgabe und die Förderung wissenschaftlicher Veröffentlichungen und die Unterstützung des Erfahrungsaustausches".³⁹

1990-1993

Als die Mitglieder der neu gegründeten Gesellschaft am 2. 2. 1990 in der Australischen Botschaft zusammentraten, dankten sie Herrn Doeker für die Begleitung auf dem dornigen Weg zur Vereinsgründung. Die Versammlung informierte sich über die endlich in Gang gekommenen deutsch-australischen Konsultationen zwecks Institutionalisierung der akademischen Austauschmöglichkeiten, die z. T. hanebüchenen Reaktionen deutscher Stellen, –

³⁷ Vgl. Protokoll der Sitzung vom 27.1. 1989, TOP 7.

³⁸ Vgl. Protokoll der Sitzung vom 2.2. 1990, TOP 2, und Gründungsprotokoll vom 2.2. 1990 sowie *Newsletter* 5 (1991): 80-83.

³⁹ "Satzung". *Newsletter* 5 (1991): 73-78, 73.

insbesondere des DAAD –, auf Vorstöße seitens der Gesellschaft in diese Richtung und diskutierte Konsequenzen der Vereinsgründung sowie das Programm der Tagung in Oberjoch. Sie beschloß, allen abwesenden Angehörigen der ehemaligen Arbeitsgemeinschaft die Mitgliedschaft in der neuen Gesellschaft anzubieten und mit der Zahlung des Beitrags von DM 50,- bzw. 25,- für Studierende rechtswirksam werden zu lassen⁴⁰. Zum ersten Vorsitzenden der Gesellschaft wurde der Verfasser, zum ersten Stellvertreter Herr Lamping, zum zweiten Stellvertreter Herr Wegmann gewählt. Als Rechnungsprüfer wurden Dr. Ernst Reiner und Frau Ulla Joußen benannt⁴¹. Die im Berghaus der Universität Tübingen in Oberjoch wiederum von Herrn Stilz vorbereitete und organisierte Tagung vom 11. bis 14. 10. 1990 war gleichfalls interdisziplinär ausgerichtet und stieß auf wohlwollende Resonanz⁴². Aus den Vorträgen dieses Symposiums erwuchs der von Gerhard Stilz betreute Band 4 der *Deutsch-Australischen Studien* unter dem Titel, *Mensch und Natur in Australien*. Bern: Peter Lang, 1991.

Die Mitgliederversammlung am 1. 2. 1991 in der Botschaft in Bonn war der Klärung von Problemen, die sich aus der Satzung ergaben, sowie insbesondere Überlegungen gewidmet, wie man die nach der Vereinsgründung und Einführung von Mitgliedsbeiträgen dramatisch gesunkene Zahl der Mitglieder wieder auf einen Stand bringen könnte, der die Verfolgung der in der Satzung festgeschriebenen Ziele erlaubte. Des weiteren zeigte sich, daß die Kooperation zwischen der Gesellschaft und dem Herausgeber der *Deutsch-Australischen Studien*, Manfred Jurgensen, nicht ganz reibungslos funktionierte. Dieses Problem sollte erst Jahre später mit der Etablierung einer gesellschaftseigenen Publikationsreihe gelöst werden. Einzelheiten der für 1992 vorgesehenen Tagung standen gleichfalls auf der Tagesordnung⁴³.

Diese Konferenz, die vom 1. bis 4. 10. 1992 von Dr. Ernst Reiner im stilvollen Ambiente des Landhauses Wirth in Marienheide-Rodt ausgerichtet wurde, stand unter dem Thema "Australiens Brückenfunktion zwischen Europa und Asien". Auch aus ihr ging der von Gerhard Stilz und Rudolf Bader edierte Band 8 der *Deutsch-Australischen Studien* mit dem Titel, *Australien zwischen Europa und Asien*. Bern: Peter Lang, 1993, hervor⁴⁴. Während dieser Tagung wurde der Beschuß gefaßt und in die Tat umgesetzt, Informationen und Literaturhinweise zusammenzustellen, die interessierten Lehrern verschiedener Fächer die Arbeit mit Australien-bezogenen Themen erleichtern sollten⁴⁵.

Im April und Mai 1991 hatte das Australien Vice-Chancellors' Committee (AVCC) die Bundesrepublik bereist, dabei Bonn, Berlin, Hannover und Bremen besucht und

⁴⁰ Vgl. Protokoll der Sitzung vom 2.2. 1990.

⁴¹ Vgl. Protokoll der Sitzung vom 2.2. 1990, TOP 2.

⁴² Vgl. die Berichte im *Newsletter* 5 (1991): 8-12.

⁴³ Vgl. "Protokoll der Sitzung vom 1.2. 1991". *Newsletter* 5 (1991): 85-93.

⁴⁴ Vgl. auch die Berichte im *Newsletter* 6 (1992/93): 59-64.

⁴⁵ Vgl. "Informationen und Literaturhinweise für Lehrer (Teil 1)". *Newsletter* 6 (1992/93): 88-154; "(Teil 2)". *Newsletter* 7 (1993): 29-75.

sich u. a. über den Stand der *Australian Studies* in Deutschland informiert⁴⁶. Im November des gleichen Jahres wurden die 2. deutsch-australischen Konsultationen in Bonn anberaumt⁴⁷, die den Weg für die im März 1993 geschlossene "Deutsch-Australische Vereinbarung über Akademische Zusammenarbeit"⁴⁸ sowie das "Memorandum of Understanding on Research Cooperation Between The Deutsche Forschungsgemeinschaft and The Australian Research Council, and The Australian National Health and Medical Research Council"⁴⁹ ebneten. Ob Initiativen der Arbeitsgemeinschaft bzw. Gesellschaft den Abschluß dieser Vereinbarungen positiv beeinflußt haben, war nicht zu ermitteln.

Das Mitgliedertreffen, das diesmal am 3. 10. 1992 im Zusammenhang mit der Tagung in Marienheide-Rodt durchgeführt wurde, war von einer gewissen Krisenstimmung geprägt. Es setzte als Termin und Ort der nächsten Jahresvollversammlungen den 5. 2. 1993 im Geographischen Institut der Universität Bonn fest, wo auch in der Folgezeit dank der Gastfreundschaft von Herm Reinhold Grotz die jährlichen Mitgliedertreffen abgehalten wurden. Die Gründe für diese Entscheidung lagen vor allem darin, daß sich das einst herzliche Verhältnis zwischen Botschaft und Gesellschaft ohne Zutun letzterer merklich abgekühlt hatte. Zudem wurde die durch die geschrumpfte Mitgliederzahl ohnehin prekäre finanzielle Situation der Gesellschaft dadurch verschlechtert, daß nahezu alle Bitten bei Firmen um Spenden abschlägig beschieden worden waren. Es bestand Konsens darüber, daß die Gesellschaft nur überleben könne, wenn es gelänge, ihre Mitgliederzahl zu erhöhen. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden Beitragsermäßigungen für studentische Mitglieder beschlossen. Die finanzielle Schieflage tangierte auch die Drucklegung des Tagungsbandes, zumal die Botschaft ihre Zusage, einen Zuschuß zu gewähren, nicht eingelöst hatte⁵⁰. Der Beschuß, die nächste Jahrestagung im Oktober 1994 durchzuführen, bedingte, daß die von der Satzung vorgeschriebene jährliche Mitgliederversammlung im Laufe des Jahres 1993 einberufen werden mußte. Auf dieser Versammlung war satzungsgemäß der neue erste Vorsitzende zu wählen, dessen Amtszeit nach drei Jahren abließ. Als Termin wurde der 5. 2. 1993 vereinbart. Bei diesem Treffen und in dieser für die Gesellschaft nicht ganz einfachen Situation wurde Gerhard Stilz zum neuen ersten Vorsitzenden der *Gesellschaft für Australien-Studien* gewählt.

⁴⁶ Vgl. AVCC, "Report on Visit to the Federal Republic of Germany 22 April to 8 May 1991". *Newsletter* 6 (1992/93): 21-33.

⁴⁷ Vgl. "Ergebnisprotokoll". *Newsletter* 6 (1992/93): 42-55.

⁴⁸ Vgl. HRK-Schreiben Az: B3/AUS vom 11. 6. 1993 im *Newsletter* 7 (1993): 16-27. Der Text des Abkommens findet sich im *Newsletter* 7 (1993): 16-25.

⁴⁹ Vgl. *Newsletter* 8 (1994): 53-56.

⁵⁰ Vgl. "Protokoll der Sitzung vom 3. 10. 1992". *Newsletter* 6 (1992/93): 69-87.

Die Jahre 1993-1996

Gerhard Stilz

Inwiefern der "geschichtliche" Rückblick eines ehemaligen Vereinsvorsitzenden aus einer Distanz von mehr als zehn Jahren die "res gestae" einer Vereinsgeschichte grundsätzlich anders ordnen und bewerten kann als in den zeitnah entstandenen Rechenschaftsberichten,⁵¹ ist zu Beginn der folgenden Revue eine offene Frage. Sicherlich zieht der hier zugestandene Raum engere Grenzen und zwingt deshalb zu größeren Generalisierungen. Auch ist offensichtlich, dass man einige Dinge mit Humor und Ironie betrachten kann, die einem seinerzeit viel ernster und oder sogar schmerzlich vorgekommen sind. Ich stelle mich daher der gestellten Aufgabe mit gewissem Interesse, nicht nur mit Blick auf das, was geworden ist, sondern auch an dem, was man schon fast vergessen hat, und nicht zuletzt an den Horizontverschiebungen, die eine mobile Welt und die eigene Reise darin mit sich bringt.

Mein Amtsantritt als neuer Vorsitzender stand vor allem im Zeichen der Notwendigkeit, die Gesellschaft für Australienstudien in mehrfacher Hinsicht zu stärken und zu konsolidieren.⁵² Um die Leistungsfähigkeit und die Kompetenz der Gesellschaft in der Öffentlichkeit deutlicher ins Profil zu rücken, galt es, an Universitäten, Schulen und in anderen öffentlichen Bildungsbereichen, zumal auch in den "neuen" östlichen Bundesländern, Informationen über das Interesse und die Bandbreite unserer Zielsetzungen, Tätigkeiten und Publikationen anzubieten. Voraussetzung dazu war die Sicherung und Verbesserung der finanziellen Ressourcen. Dies erforderte zum einen eine nachdrückliche Hebung der Zahlungsmoral sämiger Mitglieder, zum andern eine intensive Werbung, über den Kreis von Freunden und Kollegen hinaus, der Gesellschaft beizutreten. Gemeinsam mit den Stellvertretenden Vorsitzenden Heinrich Lamping (ab 1995 Rudolf Bader) und Klaus Wegmann (ab 1994 Gisela Triesch) wurden die erforderlichen Strategien und ihre Ergebnisse im halbjährlichen Turnus bei Vorstandssitzungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeographie bzw. bei den Tagungen der Gesellschaft erörtert, protokolliert, in Rundbriefen mitgeteilt oder den jährlich stattfindenden Mitgliederversammlungen vorgetragen.⁵³

Ein neuer *Rotationsmodus* der Vorstandsmitglieder stellte ab 1993 darauf ab, dass bei einem Wahltermin nicht jeweils der gesamte Vorstand ausgetauscht, sondern zur Verbesserung der Handlungsfähigkeit und Planungskontinuität jedes Jahr nur *ein* Vorstandsmitglied ersetzt wurde. Dieser Beschluss bedurfte u.a. einer Satzungsänderung, die mit einigen anderen Retuschen über einen Notar dem

⁵¹ Vgl. dazu meinen Tätigkeitsbericht Februar 1993 bis Oktober 1994: *Newsletter* der Gesellschaft für Australienstudien 8 (1994), 15-19, und meinen Rechenschaftsbericht 1993-1995: *Newsletter* 10 (1996), 12-16.

⁵² Vgl. "Mitteilungen des Vorstands" vom 5. Juli 1993 sowie "Kurzbericht von der Vorstandssitzung der Gesellschaft für Australienstudien" vom 2. Juli 1993 in *Newsletter* 7 (1993), 3-4 und 5-8.

⁵³ Vgl. dazu *Newsletter* 7 (1993), 3-8; *Newsletter* 8 (1994), 5-11 sowie 14-27; *Newsletter* 9 (1995), 3-8; *Newsletter* 10 (1996), 10-20; sowie zusätzlich Rundbrief vom 9. März 1995 mit Protokoll der Vorstandssitzung in Frankfurt vom 23. Februar 1995.

zuständigen Amstgericht in Berlin-Charlottenburg unterbreitet wurde. Bis das Amt des Schatzmeisters dann satzungsgemäß an die Zweite Stellvertretende Vorsitzende, Gisela Triesch, übergeben werden konnte, übernahm der Vorsitzende kommissarisch das Finanzressort. Der Wechsel zu einer in Vereinsangelegenheiten ebenso erfahrenen wie entgegenkommenden schwäbischen Volksbank ermöglichte es, die Finanzlage rasch zu ordnen und übersichtlich zu gestalten. Kaum eines der sämigen Mitglieder hat sich dem verweigert und ist dabei der Gesellschaft verlorengegangen.

Für die *Werbeaktion* um neue Mitglieder wurden unverzüglich bunte Faltblätter hergestellt. Darin wurden die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft gemäß der Satzung (vgl. oben Prießnitz Abschnitt 3, S. 8) knapp umrissen und die Mitglieder der Gesellschaft einladend charakterisiert als "Personen, die lehrend, forschend, studierend oder sonst im öffentlichen Leben für die Australienforschung tätig oder sie durch ihr Interesse zu unterstützen bereit sind." Außerdem wurde auf die Struktur der Gesellschaft hingewiesen, weiterhin auf ihre interdisziplinäre Zusammensetzung ("Anthropologie, Architektur, Biologie, Ethnologie, Film und Fernsehen, Geographie, Geschichte, Gesellschaft, Kunst und Musik, Literatur und Sprache, Natur, Politik, Wirtschaft u.a.m."), überdies auf die alle zwei Jahre stattfindende wissenschaftliche Tagung sowie auf die bereits vorliegenden Buchpublikationen im Rahmen der *Deutsch-Australischen Studien (German-Australian Studies)* beim Peter Lang Verlag in Bern. Das Faltblatt wurde allen Mitgliedern zur persönlichen Werbung zur Verfügung gestellt, an alle geeignet erscheinenden wissenschaftlichen Institute im deutschsprachigen Raum geschickt und darüber hinaus bei der australischen Botschaft in Bonn ausgelegt sowie dem von der Botschaft verteilten *Lagebericht* beigefügt.

Diese Aktion hat zu einem nennenswerten Anstieg der *Mitgliederzahl* während des Berichtszeitraums beigetragen (Februar 1993: 87; August 1993: 93; Januar 1994: 105; Oktober 1994: 130; Februar 1995: 140; Februar 1996: 147 Mitglieder). Damit war man an die Schwelle zu einer wissenschaftlichen Vereinigung gelangt, die bei der Publikation ihrer besten Konferenzbeiträge nicht mehr in erster Linie auf externe Druckkostenzuschüsse angewiesen war. Nunmehr wurde die Buchreihe der *German Australian Studies* (Peter Lang Verlag, Bern), in der die Gesellschaft in Zusammenarbeit mit Manfred Jurgensen bis 1996 publizierte, durch die Abnahme eines festen Kontingents für Vorstand und Mitglieder verlässlich kalkulierbar und zudem verlegerisch interessant. Weiterhin aber musste von Horst Prießnitz in Wuppertal jährlich ein höchst informativer *Newsletter* hergestellt und versandt werden, und auch der Vorsitzende hatte in kürzeren Abständen Rundbriefe zu versenden. Trotz der allseits geübten Sparsamkeit konnte daher der Jahresband für Mitglieder auf Dauer nicht kostenneutral im Rahmen des alten regulären Mitgliedsbeitrags von DM 50 geliefert werden. Die Vorstand setzte deshalb auf seiner Sitzung vom 23. Februar 1995 den ordentlichen Mitgliedsbeitrag auf DM 70 hoch, wobei Berufstätigen aus östlichen Bundeländern Reduktionen auf DM 50 und

Studierenden auf jeweils die Hälfte zugestanden wurde. Auf dieser Basis ließen sich ausgeglichene Haushalte über den gesamten Berichtszeitraum hinweg führen.

Druckkostenzuschüsse zu den Veröffentlichungen der Gesellschaft waren schon zuvor eingeworben worden. Von der Australischen Botschaft wurde der Druck der Tagungsbeiträge von 1992 und 1994 mit je 1000 DM gefördert. Auch die Boehringer-Ingelheim Stiftung hat sich in nennenswerter Höhe von 2000 DM am Gelingen eines Bandes in der Buchreihe der Gesellschaft beteiligt. Dazu kamen private Spenden sowie die Unterstützungen der DFG, des Landes Baden-Württemberg und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen im Rahmen ihrer Zuschüsse zu den Zweijahrestagungen, soweit sie in Blaubeuren oder Tübingen stattfanden.

Bei den *Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen* standen satzungsgemäß im Mittelpunkt: Vorstandsangelegenheiten, die Werbung und Aufnahme von neuen Mitgliedern, Haushaltsplanungen, die Gestaltung und Handhabung der Informations- und Publikationsorgane und die Vorbereitung von Tagungen und Beteiligung an externen Projekten. Aus den Routine-Angelegenheiten sind für den Berichtszeitraum einige Dinge besonders herauszuheben. Die Übergabe des Schatzmeisteramts von der kommissarischen Verwaltung durch den Vorsitzenden an Frau Triesch erfolgte am 23. Februar 1995. Gleichzeitig erklärte sich der Stellvertretende Vorsitzende Heinrich Lamping bereit, sein Amt bis zur Wahl eines Nachfolgers weiterzuführen. Anlässlich der Mitgliederversammlung im Juni wurde dann Rudolf Bader als Nachfolger gewählt. Als Erster Vorsitzender folgte am 9. Februar 1996 Manfred Brusten durch die Wahl bei der Mitgliederversammlung in Bonn. – Die Haushalte im Berichtszeitraum waren ausgeglichen. Auf der Ausgabenseite schlugen vor allem die Druckkostenzuschüsse für die Buchpublikationen der Gesellschaft, die Herstellung der *Newsletters* und die Porti für die Rundbriefe des Vorstands zu Buche. Als Kassenprüfer leisteten Norbert Platz, Ulla Joussen, Annegret Maack und Rudolf Bader bewährte Dienste. – Laut Beschluss vom Juli 1993 sollte der *Newsletter* als in erster Linie internes Publikationsorgan durch Einführung Artikel in verschiedene Bereiche der Australienstudien eine gesteigerte Attraktivität (auch für prospektive Mitglieder) erhalten. Unter der bewährten Schriftführung von Horst Prießnitz wurden im Oktober 1994 Fachreferenten benannt für das Rezensionswesen (Gerhard Leitner), für Schule und Erwachsenenbildung (Wilf Kiesow), für Naturwissenschaft und Medizin (Klaus Wegmann), für Sozial- und Politikwissenschaften (Gerd Leutenecker), für Geowissenschaften (Burkhard Hofmeister) und für die Geisteswissenschaften (Horst Priessnitz). Auch wurde der *Newsletter* auf Beschluss der Mitgliederversammlung 1994 mit der ISSN-Nummer 0948-0765 bibliographisch "greifbar" gemacht. Ein Schritt zu einer eigenen regulären Zeitschrift war damit getan. – Die Tagungsbände der Gesellschaft konnten dank pünktlicher Beiträger, effizient auf kurzen Wegen kooperierender Herausgeber und ihrer Redaktionsteams und des termingerecht planenden und produzierenden Peter Lang Verlags jeweils

innerhalb einer Jahresfrist erscheinen.⁵⁴ Den zweiten dieser Bände erhielten alle Mitglieder im Rahmen ihres Mitgliedsbeitrags: ein sichtbarer Erfolg des Wachstums der Gesellschaft.

Dabei war die *Attraktivität Australiens und der Gesellschaft für Australienstudien* in diesen Jahren offenbar nicht nur akademischer Natur; sie war auch den verbesserten Reisemöglichkeiten, dem Interesse an einer multikulturellen australischen Gesellschaft und der Globalisierung des Geld- und Warenverkehrs geschuldet. Die umfangreiche, vom Vorsitzenden geführte Korrespondenz, auch mit Aspiranten aus ganz unerwarteten Bereichen (von Azubis über Koala- und Känguru-Schützer, Touristen und Weinliebhaber bis zu Zivilidienstlern), belegt dies.

Auch die in diesem Zeitraum diskutierten und realisierten *Konferenzthemen* der Gesellschaft reflektieren die in diesen Jahren aktuelle Interessenlage: Auf die Beiträge zur Verortung Australiens "zwischen Europa und Asien", die man sich auf der Tagung in Marienheide-Rodt 1992 vorgenommen hatte, folgte 1994 die Tagung in Blaubeuren, die unter dem Titel "Australienreisen" den Australien-Tourismus in seinem historischen und wirtschaftlichen Kontext sowie in seinen sozialen, ökologischen, künstlerischen und literarischen Begleiterscheinungen thematisierte. Vorausblickend wurde – im Zeichen des in Australien schon deutlicher als in Europa fühlbaren Globalisierungsdrucks – für die im Tübinger Schloss für 1996 anberaumte Konferenz das Thema "Gold – Geld – Geltung: Ressourcen und Ziele der australischen Gesellschaft" gewählt.⁵⁵

Am 23-25. Juni 1995 veranstaltete die Gesellschaft für Australienstudien gemeinsam mit dem an der Universität Potsdam zeitweilig ins Leben gerufenen "Interdisziplinären Zentrum für Australienforschung" ein Symposium unter dem Thema "Nationale Identität – Kulturelle Vielfalt: Ein deutsch-australischer Dialog". Diese erste erfolgreiche Kooperation zwischen der Gesellschaft für Australienstudien und den Anstrengungen der australischen Botschaft, einen zentralen, öffentlichkeitswirksamen akademischen Brückenkopf im wiedervereinigten Deutschland zu etablieren, versprach – stimmungsvoll in der sogenannten Truman-Villa am Griebnitzsee platziert – ein organisatorisches Modell für weitere zukünftige gemeinsame Aktivitäten zu werden. Das Tauziehen um eine praktikablere und nachhaltigere Form eines Australienzentrums im Berliner Raum hat freilich nachgerade in andere Richtungen geführt und ist offenbar bis dato noch nicht zu einem dauerhaft tragfähigen Ergebnis gelangt.

Einen guten Erfolg hatte hingegen das ebenfalls 1995 und 1996 von Rudolf Bader vorbereitete, von Mitgliedern der Gesellschaft verfasste und von einem

⁵⁴ *Australien zwischen Europa und Asien*, hrsg. Gerhard Stilz und Rudolf Bader (Bern: Peter Lang Verlag, 1993); *Australienreisen: Von der Expedition zum Tourismus*, hrsg. Gerhard Stilz (Bern: Peter Lang Verlag, 1995).

⁵⁵ Die Publikation dieser Beiträge erschien 1997 in neuem Gewand als Band 1 der von der Gesellschaft für Australienstudien in eigener Regie beim Stauffenburg-Verlag in Tübingen herausgegebenen Schriftenreihe *KOALAS* (Konzepte, Orientierungen, Abhandlungen, Lektüren: Australien-Studien). Der Wunsch nach einem Verlags- und Herausgeberwechsel mit dem Ziel editorischer Souveränität und einer deutlicheren Präsenz im Buchhandel war unter den Mitgliedern der Gesellschaft schon seit 1990 immer wieder hörbar geworden.

Druckkostenzuschuss unterstützte Handbuch *Australien: Eine interdisziplinäre Einführung* (Wissenschaftlicher Verlag Trier, 1996). Das Buch erreichte viele Leser, auch außerhalb der Gesellschaft, und konnte in der Zwischenzeit neu aufgelegt werden.

Die Frage, inwieweit sich nun die Gesellschaft bei ihren Tagungen auch intensiv um *australische und europäische Gäste* bemühen solle, die des Deutschen nicht mächtig sind und damit ihre Verhandlungen auch sprachlich "internationalisieren" müsse, wurde in dieser Zeit mehrfach diskutiert. Dabei wurde durchaus befürwortet, dass externe Fachleute zu den Konferenzen der Gesellschaft gezielt eingeladen und in englischer Sprache beteiligt werden sollten. Grundsätzlich aber votierte man mehrheitlich im Sinne eines primären und kontinuierlichen Interesses der Gesellschaft an der Formierung und Konsolidierung einer interdisziplinären Vereinigung von deutschsprachigen Australienexperten. Diese bewusste Zurückhaltung ging zumeist Hand in Hand mit dem Verweis auf die European Association for the Study of Australia (EASA), der einige Mitglieder zugleich (zeitweilig in herausgehobener Position) angehörten. Hier sollten von Fall zu Fall Kooperationen angestrebt und auch gemeinsame englischsprachige Veranstaltungs- und Publikationsprojekte abgesprochen werden. Im übrigen sah man aber deutliche Profilunterschiede zwischen den beiden Vereinigungen, die insgesamt, wie man glaubte, der Gesellschaft für Australienstudien – angefangen bei der relativ homogenen Interessenlage bis hin zu den besser entwickelten, gewichtigeren Informations- und Publikationsorganen – keineswegs nur zum Nachteil gereichten. Eine ganze Anzahl unserer Mitglieder, die vorübergehend oder dauerhaft in Australien leben (oder lebten) und jeweils mit großer Sachkompetenz zu den deutschsprachigen Konferenzen beitrugen, gaben der Gesellschaft diesbezüglich recht.

Der *Newsletter* entwickelte sich derweil inhaltlich zu einem gehaltvollen und differenzierten Informationsorgan. Er berichtete nicht nur über die Tätigkeit der Gesellschaft und ihres Vorstands, sondern darüber hinaus über Veranstaltungen, Ereignisse, Beschlüsse und Kommuniqués, die für den Bereich der Australienstudien von Belang waren – wie die Abkommen zwischen der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) und dem Australian Vice Chancellor's Committee (AVCC) oder zwischen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und dem Australian Research Council (ARC).⁵⁶ Er vermittelte Informationen für Lehrer und Studierende, lieferte Berichte und Ankündigungen von einschlägigen Tagungen und Ausstellungen und veröffentlichte eine wachsende Zahl von Rezensionen, wissenschaftlichen Aufsätzen und bibliographischen Handreichungen im Gesamtumfang von jährlich 125 bis über 200 Seiten. Schon allein dieser *Newsletter* machte die Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Australienstudien zu einer lohnenden Investition.

⁵⁶ Dazu: *Newsletter* 7 (1993), 13-28; *Newsletter* 8 (1994), 53-56.

Die *Rundbriefe des Vorstands* waren demgegenüber von kurzfristigeren Anliegen diktiert und hatten einen begrenzteren Zweck. Im durchschnittlich vierteljährigen Abstand erinnerten aber diese Briefe die Mitglieder auf jeden Fall postalisch und oft genug persönlich daran, dass der Vorstand sie nicht vergessen hatte und auch diesen oder jenen Respons zu bestimmten Terminen von ihnen erwartete. Das manifeste, handschriftlich signierte Dokument einer gemeinsamen Aktivität – so habe ich heute manchmal den Eindruck – hat der Gesellschaft als ganzer gutgetan, auch wenn es vom Briefträger nicht ohne Porto zugestellt werden konnte.

Insgesamt stelle ich im Rückblick fest, dass die Gesellschaft für Australienstudien in den Jahren 1993-1996 ihre *produktive interne Dynamik* aus den früheren Jahren zügig weiter entwickeln und sichtbar entfalten konnte. Dabei ließ die Wahrnehmung unserer Tätigkeit durch die Medien und das, was wir landläufig "die Öffentlichkeit" nennen, weiterhin zu wünschen übrig. Zwar ließ der Bundespräsident Weizsäcker zu unserem (in ein Päckchen geschnürtes) Kompliment anlässlich seiner Australienreise den Leiter seiner "Abteilung Außenpolitik" ein freundliches, ermunterndes Antwortschreiben verfassen. Zwar konnten wir uns in vieler Beziehung, auch bei rasch wechselnden Botschaftern, die wohlwollende Unterstützung der Australischen Botschaft erhalten, signalisiert durch die Grußworte bei unseren Tagungen und substantiell unterstützt durch Druckkostenzuschüsse. Immer wieder freundlich und nachdrücklich bestätigt wurde dies bei wiederholten Einladungen, unsere Bonner Treffen in der botschaftseigenen "Kangaroo Bar" ausklingen zu lassen. Das hat sich mit dem Umzug der Botschaft nach Berlin verändert.

Die *Außenkontakte* mit benachbarten wissenschaftlichen Vereinigungen sind auskömmlich und oft produktiv gewesen in der Information und auch in der konkreten Kooperation bei Tagungen und bei der Vermittlung von Referenten zu bestimmten Anlässen. Namentlich gilt die aus meiner Sicht für die European Association for Studies on Australia, die American Association of Australian Literary Studies, den Geographentag, den Anglistentag, die ASNEL/GNEL, und die EAALALS. Weiterhin sind unsere Mitglieder sind nicht selten zu Beiträgen bei Lehrerfortbildungstagen gebeten worden. Vom 19. April bis 16. Mai 1995 haben eine ganze Reihe von ihnen an dem unabhängig von der Gesellschaft von Gerd Dose in Hamburg organisierten Festival "Australien Literarisch" mitgewirkt. Mit herausragenden Bibliotheken wie der NSUB Göttingen hat ein persönlich über lange Jahre bestens fundierter, fruchtbare Informationsaustausch bestanden. Die verschiedenen Versuche der Australischen Botschaft sowie der Landesregierungen bzw. der betreffenden Hochschulen, im Berliner Raum ein Australienzentrum zu schaffen, sind von der Gesellschaft mit wacher, aber allzeit konstruktiver Kritik, mit konkreten Kooperationsangeboten und praktischen Kooperationshilfen begleitet gewesen. Auf all dies kann die Gesellschaft mit einiger Zufriedenheit und Selbstachtung zurückblicken.

Doch keine unserer Publikationen wurde in einer überregionalen, großen Zeitschrift besprochen. Die "großen" Medien sind im Berichtszeitraum noch nicht auf uns aufmerksam geworden. Sie sind auch in der Zwischenzeit – trotz der Olympischen Spiele in Sydney 2000, trotz des enormen Australien-Tourismus, trotz des wachsenden Australienaustauschs auf der Ebene von Schülern und Studenten und trotz der im Deutschen Fernsehen gelieferten australischen Tagträume – noch kaum auf Australien in einem seriösen Sinn aufmerksam geworden. Daran zu arbeiten, wird weiterhin die Aufgabe der Gesellschaft für Australienstudien sein. Vermutlich genügen dazu die 150 Mitglieder, die die Gesellschaft seit etwa zehn Jahren zählt, nicht ganz.

Die Jahre 1996-1999

Manfred Brusten

Ein kurzer Rückblick über die Ereignisse und Entwicklungen der Gesellschaft für Australienstudien aus der Feder ihres damaligen Ersten Vorsitzenden kann letztlich nur skizzenhaft und subjektiv sein. Dies vor allem schon deshalb, weil der Versuch einer Beschreibung der Ereignisse prinzipiell immer subjektiv bleibt und von der eigenen Rolle, die man in dieser Zeit gespielt hat, mitgeprägt wird und weil eine Erinnerung an die Geschehnisse, die nunmehr bereits 7 und mehr Jahre zurückliegen sowieso ihrer eigenen subjektiven Verarbeitung und Schwerpunktsetzung folgt; auch dann, wenn dazu eine ganze Reihe vereinsinterner Rundbriefe, Protokolle und Erfahrungsberichte herangezogen werden können.⁵⁷

Doch ist der Versuch, sich noch einmal an die Geschehnisse der Jahre 1996 bis 1999 zu erinnern, trotz aller damit verbundenen Mühen reizvoll genug, ihn zu unternehmen.

Dass hier lediglich der Erste Vorsitzende berichtet, hat u. a. auch „institutionelle Gründe“; diese liegen nicht nur in der satzungsgemäßen „besonderen Verantwortung“ des Ersten Vorsitzenden, sondern auch am ‚gestaffelten‘ Wahlsystems der GASt, demzufolge in der Zeit von 1996 bis 1999 lediglich der Erste Vorsitzende volle drei Jahre ‚im Amt‘ war; während das Amt des 1. Stellv. Vorsitzenden in den ersten beiden Jahren von Herrn PD Dr. Rudolf Bader wahrgenommen wurde und im 3. Jahr von Prof. Dr. R. Grotz; das Amt des 2. Stellv. Vorsitzenden (auch ‚Schatzmeisters‘ genannt) wurde dagegen im 1. Jahr von Frau Dr. Gisela Triesch wahrgenommen, in den beiden darauf folgenden Jahren von Herrn Dr. Boris Braun.

⁵⁷ Vgl. hierzu vor allem den internen Rechenschaftsbericht des Ersten Vorsitzenden der GASt für die Jahre 1996-99 (Mai 1999), der in seinen Gründzügen auf der Mitglieder-Versammlung der GASt am 5. Februar 1999 in Bonn vorgetragen wurde (Newsletter 13, 1999). Weitere Dokumente der vereinsinternen Informationsgestaltung sind: Rundbrief des neuen Vorsitzenden im März 1996 (Newsletter 10, 1996, S. 8-9); Rundbrief des Vorsitzenden im Juli 1997, Protokoll der Mitgliederversammlung vom 2.5.1997, Neufassung der Mitglieder-Adressenliste, Homepage der GASt (Newsletter 11, 1997), S. 4-32); die Satzung der GASt, Protokolle der Mitgliederversammlungen vom 13.2. und 19.9.1998. Rundbriefe des Vorsitzenden vom Juni, August und November 1998, Adressenliste und Mitgliederliste nach Fachrichtungen (Newsletter 12 (1998), S. 4-46).

Dabei soll zu Beginn nicht unerwähnt bleiben, wie der heutige Berichterstatter überhaupt zu der Ehre kam, zum Ersten Vorsitzenden der Gesellschaft für Australienstudien vorgeschlagen und schließlich gewählt zu werden; hatte ich doch bis dahin lediglich an zwei Tagungen der Gesellschaft teilgenommen und dabei kurz meine beiden empirischen Recherchen über ‚Police-Ombudsmen and Police-Complaints-Authorities‘ sowie ‚ehemalige Deutsche Juden in Australien‘⁵⁸ vorgestellt. Doch, was auch immer die ‚Hintergründe‘ im einzelnen gewesen sein mögen, die telefonische Anfrage des damaligen Ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. Gerhard Stilz, der auf der Suche nach einem Nachfolger war, kam völlig überraschend; so überraschend, dass ich mich bewogen sah, zunächst einmal – sozusagen sicherheitshalber – bei seinem Vorgänger im Amt, Prof. Dr. Horst Prießnitz, den ich schon etwas näher als Kollegen an der Bergischen Universität Wuppertal kennengelernt hatte, nachzufragen, ob ich mich auf ein solches ‚Ansinnen‘ überhaupt einlassen sollte. Zwar hatte ich bereits einige Erfahrungen mit Ämtern in wissenschaftlichen Gesellschaften – auch internationalen – sammeln können, aber – was die Gesellschaft für Australienstudien anging – so war ich hier doch wirklich noch ein ‚greenhorn‘, und darüber hinaus aus einem Fachgebiet der Sozialwissenschaften, das sich bislang nicht gerade mit profunden Studien zu Australien hervorgetan hatte und auch innerhalb der GASt lediglich eine bemerkenswerte Minderheitenposition einnahm. Trotz dieser ‚Einwände‘ gelang es meinen beiden Vorgängern im Amt des ‚Ersten Vorsitzenden‘ schließlich, mich für eine Kandidatur zu ihrer Nachfolge zu ‚keilen‘.

Die neuen Aufgaben, die auf mich als den – wenig später am 9. Februar 1996 neu gewählten – ‚Ersten Vorsitzenden‘ der GASt zukamen, waren zunächst leichter zu bewältigen als gedacht. Das lag zum einen daran, dass mein ‚Vorgänger‘, Gerhard Stilz, bereits hervorragende Vorbereitung in der Organisation der Gesellschaft geleistet und in einen Computer gespeichert hatte, so dass ich hierauf unmittelbar aufbauen konnte: Mitgliederlisten, Sitzungs-Protokolle, Briefverkehr, Formblätter für Schreiben und Broschüren und vieles andere mehr – alles erhielt ich auf CD (und in zusätzlichen Akten) an den Tagen der ‚Amtsübergabe‘, dem 8. und 9. März 1996 in Tübingen, in geradezu perfektem Zustand überreicht. Zum anderen wurde die mir noch unvertraute Vorstandarbeit vor allem durch die übrigen Vorstands-Kollegen erleichtert, deren Mitwirkung von großem Engagement, unerschütterlicher Kollegialität und funktionaler Arbeitsteilung geprägt war. Während vor allem die Koordination der Vorstandarbeit in meinen Händen lag, wurde die satzungsgemäße Abwicklung der Kassenangelegenheiten durch den jeweiligen ‚Kassenwart‘ (Gisela Triesch, Boris Braun) erledigt und die Organisation der Zwei-Jahrestagung 1998 in Moosegg (Emmental, Schweiz) vollständig vom 1. stellv. Vorsitzenden (Rudolf Bader) übernommen. Im übrigen wurde der Vorstand immer wieder auch

⁵⁸ Vgl. hierzu: Brusten, M., Multikulturalität und persönliche Identität: Deutsche, Juden oder Australier? Erste Eindrücke aus einer noch nicht abgeschlossenen Forschung in Australien über ‚Opfer des nationalsozialistischen Staats-Terrors‘ (Newsletter 10, 1996, S.32-50).

von einzelnen engagierten Mitgliedern der Gesellschaft mit Rat und Tat unterstützt; vor allem von Horst Prießnitz, der sich bereit erklärte, weiterhin den jährlichen 'GASt-Newsletter' herauszugeben, und von Gerhard Stilz, der gleich zu Beginn die Organisation der Zwei-Jahrestagung vom 3.-6. Oktober 1996 in Tübingen und die Herausgabe des entsprechenden Jahresbandes übernommen hatte.

Die Startbedingungen für die Jahre 1996/99 waren also praktisch ideal; eine Situation, die es einem neuen Vorstand jedoch nicht nur leicht macht, sondern auch hohe Erwartungen in die Fortsetzung und den Ausbau der Vorstandarbeit in der GASt setzte.

Auf der Basis der bereits weit vorangeschrittenen organisatorischen Konsolidierung und inhaltlichen Profilierung der Gesellschaft, schien vor allem der Zeitpunkt dafür gekommen zu sein, die GASt nunmehr weiter personell - vor allem im Hinblick auf ihre angestrebte Interdisziplinarität - auszubauen und dabei in ganz besonderer Weise ihre Beziehung zum damals neugegründeten (inzwischen jedoch leider wieder ‚eingestellten‘) Interdisziplinären Zentrum für Australienforschung an der Universität Potsdam zu klären und zu stärken.

Um diese eher generellen Ziele zu verwirklichen, hat sich der Vorstand von 1996 bis 1999 insgesamt immerhin zu 6 - relativ ausführlichen - Vorstandssitzungen getroffen (meist im Zusammenhang mit GASt-Tagungen und Mitgliederversammlungen) und an verschiedenen Tagungen und Kongressen mit Bezug zu Australien im In- und Ausland teilgenommen.

Die rein 'administrative' Tätigkeit des Vorstandes konzentrierte sich vor allem auf

- die Korrektur, Vervollständigung und Differenzierung der bereits Anfang 1996 vorhandenen Mitglieder-Adressen-Listen sowie deren Übertragung auf EDV
- Neuorganisation des gesamten 'Rechnungswesens' und dessen Übertragung auf EDV; ergänzt durch die Einführung eines arbeitsparenden 'Einzugsverfahrens' und dem Versuch, die GASt von 'Karteileichen' zu entlasten.
- Erstellung einer zweisprachigen 'homepage' in Internet - auf der Basis des dahin vorhandenen Werbe-Faltblattes, das auch als schriftliche Fassung zur Selbstdarstellung der Gesellschaft verwendet werden konnte.
- verstärkte Korrespondenz mit Beitritts-Interessenten, Neu- und Alt-Mitgliedern, Beantwortung von Anfragen zu Studienbedingungen in Australien und Bitte um Hilfestellung bei der Suche nach Literatur und Kontakten nach Australien

Die Überarbeitung der Satzung

Das bei weitem aufwendigste Unterfangen während 'Amtszeit' 1996-99 bestand – was anfangs überhaupt nicht abzusehen war - in den Bemühungen, unsere Satzung - in möglichst demokratischer Weise - nach und nach zu überarbeiten. Doch was zunächst nur als Einführung einer neuen Mitgliedschafts-Kategorie ('corporate member' oder 'institutionelle Mitglieder') geplant war, mündete mit der Zeit in einer geradezu grundlegenden Revision fast aller Paragraphen der gesamten Satzung; mit dem Ziel, diese Satzung zum einen 'rechtlich korrekter' und zum

anderen für unsere Gesellschaft 'handhabbarer' zu machen. Drei von insgesamt 5 Mitgliederversammlungen und viele Einzelmitglieder - insbesondere Frau Sabine Pittroff - haben sich - neben einem Notar in Wuppertal und das Amtsgericht Berlin-Charlottenburg im Verlauf von über 2 Jahren mit der schrittweisen Revision unserer Satzung befaßt, so daß sie schließlich nur wenige Tage vor dem Ende meiner 'Amtszeit' endlich vom Amtsgericht genehmigt werden konnte.

Tagungen

Im Berichtszeitraum 1996-99 wurden - satzungsgemäß - zwei Jahrestagungen durchgeführt und außerdem eine weitere Tagung in Kooperation mit dem 'Australienzentrum' an der Universität Potsdam vorbereitet. Da die örtliche Organisation dieser Tagungen von dafür verantwortlichen Kollegen übernommen wurde, konnte sich der Vorstand in der Regel darauf beschränken, die Arbeit dieser Kollegen zu unterstützen und angelegentlich dieser Tagungen Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen durchzuführen:

- (1) 'Geld - Gold - Geltung', Ressourcen und Ziele der Australischen Gesellschaft; vom 3.- 6. Oktober 1996 in der Universität Tübingen; Organisation: Prof. Dr. G. Stilz Tübingen
- (2) 'Australien auf dem Weg ins 21. Jahrhundert', Bilanzen, Standortbestimmungen, Visionen' vom 17.- 20. September 1998 in Moosegg (Emmental / Schweiz); Organisation: PD. Dr. R. Bader, Bern. Die wesentlichen Ergebnisse der Tagung erschienen zwei Jahre später unter dem gleichen Titel und herausgegeben von Rudolf Bader im Stauffenberg Verlag, Tübingen 2000
- (3) *Australian Studies: A Topic for Tertiary Education*, vom 29.-31.Oktober 1999 in Potsdam (Organisation: Prof. Dr. G. Leitner, Berlin, in Kooperation mit dem Australienzentrum, Universität Potsdam). Die Beiträge dieser Tagung wurden inzwischen unter dem gleichen Titel publiziert und zwar herausgegeben von Gerhard Leitner und Bruce Bennett, Berliner Debatte Verlag 2000

Veröffentlichungen

Im Berichtszeitraum 1996-99 sind zahlreiche Informationsschriften und Publikationen durch Vorstand und Mitglieder der GASt erstellt worden; zum einen für die 'interne Kommunikation' innerhalb der Gesellschaft, zum anderen als Publikationen für die Öffentlichkeit. Dazu gehören:

- drei 'Newsletter', jährlich herausgegeben im Namen der GASt. von Prof. Dr. H. Prießnitz. In ihnen wurden – außer den 'Verlautbarungen' des Vorstandes Kurzberichte über Australien-Tagungen und Rezensionen von Australien-Büchern publiziert sowie eine beachtliche Anzahl qualifizierte Beiträge einzelner Mitglieder über ihre jeweiligen Studien und Forschungen zu Australien. Zu den Autoren wissenschaftlicher Beiträge gehörten: Corinna Erckenbrecht (ethnol. Arbeiten und Dokumentarfilme über Aborigines,), Manfred Brusten (Juden in Australien; ein Leben zwischen zwei Welten), Gisela Triesch (multikulturelle Erziehung), Horst Prießnitz (Multikulturalismus), George Dreyfus (Two Operas for Germany), Claudia Drechsler (Aborigines in deutschen Reiseprospekten),

Margret Carstens (Aborigines und Landrechte), Markus Weßendorf (zwischen asiatischem Theater und australischer Performance), Tania Peitzker (über Dymphna Cusack 1902-1981).

- Drei Bücher über Australien:
 - o Bader, R. (Hg.), *Australien*. Eine interdisziplinäre Einführung, Wiss. Verlag Trier, 1996.
 - o Stilz, G. (Hg.), *Gold - Geld - Geltung*, Ressourcen und Ziele der australischen Gesellschaft, Stauffenburg Verlag 1997, Sammelband aus der gleichnamigen Zweijahrestagung in Tübingen, 1996.
 - o Schürmann-Zegger, H., *Black Australian Literature. A bibliography of fiction, poetry, drama, oral traditions and non-fiction, including critical commentary, 1900 - 1991*, Peter Lang Verlag, Bern/Frankfurt, 1997.
- neue Publikationsreihe ‚Koalas‘, herausgegeben im Stauffenburg Verlag im Auftrag der Gesellschaft für Australienstudien von den Kollegen Bader, Grotz, Prießnitz und Stilz.
- *Rundbriefe* des Ersten Vorsitzenden mit z.T. sehr umfangreichen Anlagen zur stets aktuellen und z.T. gegenseitigen Information aller Mitglieder der GASt.

Darüber hinaus gab es zwei weitere Publikationen von Mitgliedern der GASt oder unter deren Beteiligung, die satzungsgemäß wegen ihres eindeutigen Bezugs zu Australien finanziell unterstützt wurden:

- Prießnitz, H./ Spies, M., *Neuere Informationsmittel zur Literatur Australiens: ein bibliographischer Essay*, Wuppertal 1997
- *Being George and liking it. Reflections on the life and work of George Dreyfus on his 70th birthday*, Allans Publishing, Melbourne 1998 (zweisprachig).

Mitglieder-Struktur und Mitgliederentwicklung

Eine ganz wesentliche Aufgabe, die sich der Vorstand mit Beginn seiner ‚Amtszeit‘ gestellt hatte, war die ‚Pflege der Mitglieder-Kartei‘ mit der Schaffung von insgesamt vier zu unterschiedlichen Zwecken brauchbare und stets relativ leicht zu aktualisierende elektronische Dateien; zusätzlich hierzu eine ‚tabellarische Übersicht‘ über die ‚Mitglieder-Struktur‘ der GASt. Diese ‚Basisarbeit‘ erbrachte ausgesprochen interessante Einblicke in die ‚Struktur‘ der rund 150 Mitglieder zu Beginn des Jahres 1999:

- (a) Im Gegensatz zu vielen anderen ‚akademischen‘ Gesellschaften hielt sich die Dominanz der männlichen Mitglieder der GASt ‚in Grenzen‘: 75 : 67
- (b) Unterteilt nach ‚Statusgruppen‘ gab es unter den Mitgliedern der GASt auch in dieser Hinsicht eine recht ‚ausgewogene‘ Mischung: 28 Professoren verschiedener Hochschulen und Fachgebiete, 26 weitere promovierte Mitglieder mit ‚Doktor-Titel‘ und Privat-Dozenten, 24 Mitglieder mit einem Diplom oder

einem Magisterabschluß, 29 Studierende der verschiedensten Fächer, 11 ‚Lehrer‘ (meist Studienräte, Ober-Studienräte und Studiendirektoren) und 24 Mitglieder mit anderen Ausbildungsbereichen bzw. ‚ohne Titel‘

- (c) Unter regionalen Gesichtspunkten verteilten sich die Mitglieder der GASt ziemlich gleichmäßig über die gesamte BRD. Richtet man in diesem Zusammenhang - der Einfachheit halber - das Augenmerk auf die ‚Standorte‘ der Hochschulen (Unis, TUs, PHs), an denen sie tätig ware, so hatten damals insgesamt 78 Mitglieder einen ‚akademischen Arbeits- oder Studienplatz‘ in folgenden bundesdeutschen Städten: 7 in Tübingen, je 5 in Berlin und in Wuppertal, je 4 in Bonn, Heidelberg, Kiel und in Leipzig, 3 in Freiburg, je 2 in Aachen, Essen, Frankfurt, Hagen, Hamburg, Mannheim, Münster, München und Trier sowie je 1 in Augsburg, Bremen, Bielefeld, Chemnitz, Darmstadt, Duisburg, Düsseldorf, Göttingen, Halle, Hohenheim, Paderborn, Potsdam, Ulm und Weingarten. Weitere Mitglieder sind an europäischen und außereuropäischen Hochschulen: 1 in der Schweiz (Bern), 3 in Österreich (Graz, Klagenfurt) und 6 an verschiedenen Hochschulen in Australien.
 - (d) Obwohl sich klare ‚Schwerpunkte‘ in den Fachrichtungen der Mitglieder erkennen lassen, so ist eine ‚gesicherte Analyse‘ der fachlichen Kompetenzen dennoch insgesamt schwierig, denn:
 - viele Mitglieder geben zwei (und mehr) Fachgebiete an, für die sie fachlich kompetent sind oder besondere Interessen entwickelt haben,
 - die genannten Fachrichtungen lassen sich nicht immer klar abgrenzen und
 - viele Mitglieder befinden sich noch in der Ausbildung bzw. im Studium.
- Dennoch ist die Verteilung der Mitglieder nach ‚Fachrichtungen‘ recht aufschlußreich; als ihre persönliche ‚Fachrichtung‘ nennen (Mehrfachzählung bei Mehrfachnennung):
- 28 Anglistik (z.T. in Verbindung mit Australistik, Amerikanistik und Linguistik)
 - 21 Geographie (einige mit Spezialisierung in Wirtschafts- und Sozial-Geographie)
 - 18 Sprach- und Literaturwissenschaft
 - 16 Englisch (davon 5 Engl. Philologie und z.T. in Kombination mit Deutsch u. Französisch)
 - 8 Politikwissenschaften
 - 7 Germanistik
 - 7 Ethnologie (einschl. Kulturanthropologie)
 - 7 Wirtschaftswissenschaft (VWL und BWL)
 - 6 Geschichte
 - 5 Sozialwissenschaften
 - 4 Rechtswissenschaften (u.a. Völkerrecht)

- 4 Biologie und Botanik

Außerdem jeweils 2 Mitglieder nennen: Psychologie, Sozialpädagogik, Musik, Medien, Medizin, Chemie, Physik und Geologie (Bergbau und Marine-G.); und jeweils ein Mitglied: Architektur, Tourismus, Theater und Mathematik.

Die administrative Arbeit des Vorstandes war nicht zuletzt durch die relativ hohe 'Mobilität' der GASt-Mitglieder (vor allem natürlich unter den Studierenden) belastend. Denn obwohl sich der Mitgliederstand auf ca. 150 Mitgliedern 'konsolidiert' hatte, bestand der 'feste Kern' lediglich aus ca. 100 Personen. So hatte sich zwar die Zahl der Mitglieder von Februar 1996 bis Februar 1999 lediglich von 150 auf 145 Mitglieder (142 ordentliche und 3 institutionelle Mitglieder) verringert, doch zeigte sich bei näherem Hinsehen, dass von den 150 Mitgliedern im Jahre 1996 drei Jahre später immerhin 45 Personen (d.h. ca 30%) nicht mehr zu den Mitgliedern der GASt zählten (durch Austritte, satzungsgemäße Ausschlüsse und 'Unerreichbarkeit').

Eine weitere Art der Mitglieder-Mobilität bestand darin, dass viele von ihnen (28, d.h. 19%) innerhalb der 3 Jahre ihre Adresse - z.T. sogar mehrmals - geändert hatten; doch obwohl der Vorstand hierüber in der Regel eine Mitteilung erhielt, führte dies doch zu dem Ergebnis, dass 1999 nur noch ca 50% aller Mitglieder unter der gleichen Adresse zu finden waren, wie nur 3 Jahre zuvor.

Andererseits konnten aber von Februar 1996 bis Februar 1999 erfreulicherweise immerhin 40 Neumitglieder in die GASt aufgenommen werden. Doch auch die damit verbundene Verwaltungsarbeit des Vorstandes war nicht gerade unerheblich – trotz des Einsatzes neuester Datenverarbeitung.

Kooperation mit anderen Institutionen

Wie bei einer Gesellschaft für Australienstudien nicht anders zu erwarten, gab es im Berichtszeitraum 1996-99 selbstverständlich zahlreiche persönliche Kontakte und Kooperationen mit wissenschaftlichen Institutionen (vor allem Universitäten und Forschungsinstituten) in Australien, über die hier leider nicht ausführlicher berichtet werden kann. Dabei soll jedoch die Zusammenarbeit mit zwei Institutionen in der Bundesrepublik nicht unerwähnt bleiben:

- (1) Die Kooperation mit dem (damaligen) 'Australienzentrum' an der Universität Potsdam. Diese war aus Sicht des Vorstandes insgesamt sehr erfreulich. Sie entwickelte sich von einer anfangs eher 'angespannten' zu einer weitgehend problemlosen und ausgesprochen guten Kooperation; vielleicht aber auch - zumindest gemessen an den Träumen der 'Ersten Stunde' - zu einer eher 'ernüchternden' sachgerechten Beziehung. Außer Korrespondenz und gegenseitigen 'Besuchen' (zum persönlichen Erfahrungsaustausch, auf Tagungen, Mitgliederversammlungen und einem ersten Treffen des Wissenschaftlichen Beirats des Australienzentrums ist vor allem zu berichten, dass die GASt Mitglied des insgesamt 12-köpfigen 'Wissenschaftlichen

Beirats' des Australienzentrums wurde. Im 'Gegenzug' wurde das 'Australienzentrum' eines der 'institutionellen Mitglieder' der GASt, was nicht nur die Verpflichtung zur Zahlung eines Mitglieds-Beitrags von 200,-DM bedeutet, sondern auch eine satzungsmäßige Einflußmöglichkeit des Australienzentrums innerhalb der GASt. Erste konkrete Form der Kooperation war daraufhin im übrigen eine gemeinsame Erhebung und Dokumentation zur Australienforschung in der BRD, deren erste Ergebnisse noch 1999 vorgelegt werden konnten.⁵⁹

- (2) Der Kontakt zur Australischen Botschaft war auch während des Berichtszeitraumes 1996-99 stets äußerst freundlich und - wie sollte es anders sein - 'diplomatisch'. Konkret zu benennen sind ein Empfang der Mitgliederversammlung der GASt beim australischen Botschafter S.E. Max Hughes zu Beginn der 'Amtszeit' des neuen Vorstandes am 9.2.1996, finanzielle Unterstützung von Tagungen und Publikationen der GASt, die institutionelle Mitgliedschaft der Australischen Botschaft in der GASt, Teilnahme von Frau L. Wood als Kulturattaché und Frau Schuster als ordentliches Mitglied an GASt-Tagungen und Mitgliederversammlungen; und nicht zu vergessen die Treffen in der 'Boomerang Bar' der Australischen Botschaft als abendliches 'Refugium' nach anstrengenden Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen in Bonn.

Die vielfältigen und meist produktiv-konstruktiven Aktivitäten der Gesellschaft für Australienstudien in den Jahren 1966-1999 wären – und das über alle Fachgebiete und Fachgrenzen hinweg – selbstverständlich nicht ohne die ausgesprochen kollegiale Zusammenarbeit innerhalb ihres Vorstandes und das große Engagement vieler Mitglieder der Gesellschaft, von denen hier nur ein Teil genannt werden konnte, möglich gewesen. Dank gilt nicht zuletzt aber auch der Bergischen Universität (GHS) Wuppertal, die in diesen 3 Jahren in vielfältiger Weise direkt und indirekt einen großen Teil der mit der 'Vereinsarbeit' verbundenen Kosten getragen hat.

⁵⁹ Siehe hierzu vor allem die folgenden Berichte: Brusten, M., Australia in Research and Teaching of Social Sciences. An attempt to give an up-to-date overview in regard to the incorporation of Australian Studies into the education of Social Science students, in: G. Leitner & Bruce Bennet (Hg.), Australian Studies: A Topic for Tertiary Education?, Berliner Debatte Verlag, Berlin 2000, S. 145 – 163. Brusten, M., Who is who in Australian Studies? - Entwicklungen und inhaltliche Gestaltung einer Dokumentation zur Forschung und Lehre über Australien in Deutschland, in: Leitner, G. (Hg.) 'Newsletter 15' der Deutschen Gesellschaft für Australienstudien e.V. (GASt), Berlin 2001, S. 126 – 151. Brusten, M., 'Australien' in Forschung und Lehre der Sozialwissenschaften. Versuch einer Bestandsaufnahme und erste Schlußfolgerungen für die Einbeziehung von 'Australien-Studien' in die Ausbildung von Sozialwissenschaftlern an deutschen Hochschulen, in: Leitner, G. (Hg.) 'Newsletter 16' der Deutschen Gesellschaft für Australienstudien e.V. (GASt), Berlin 2002, S. 130-145

Man hält Kurs und kommt voran
Norbert Platz (Mannheim)

Meine Amtszeit als Erster Vorsitzender der GASt währte vom 5. Februar 1999 bis 22. Februar 2002. Wie das in der vergangenen Dekade üblich war, wurde ich in Bonn im legendären Roten Saal des Geographischen Instituts als Nachfolger von Prof. Dr. Manfred Brusten in mein Amt gewählt. In eben diesem vereinsgeschichtlich wichtigen Ambiente konnte ich den Stab dann an meinen Nachfolger Prof. Dr. Rudolf Bader weiterreichen.

Zwischen Wahl und Amtsantritt verging einige Zeit. Denn zunächst musste das entsprechende Protokoll der Mitgliederversammlung meinem vielbeschäftigen Vorgänger entlockt werden, damit ich dem Amtsgericht Charlottenburg den Wechsel im Vorstand der GASt mitteilen konnte. Mit meiner Sekretärin Frau Hedwig Hinzmann fuhr ich dann im Mai 1999 nach Wuppertal, um von Herrn Brusten das inzwischen in mehreren Kisten gestapelte 'Amtsgepäck' des Ersten Vorsitzenden abzuholen. Diese Papiermenge händigte ich im Jahre 2002 in leicht abgespecktem Umfang meinen Nachfolger Rudolf Bader aus.

Als Erstem Vorsitzenden wurde mir die Arbeit wesentlich dadurch erleichtert, dass die Stellvertretenden Vorsitzenden Prof. Dr. Reinholt Grotz (im ersten Jahr) und Dr. Boris Braun und Frank Di Marco M.A. mir aktiv zur Seite standen. Als Team konnten wir unsere gebündelte Problemlösungskompetenz zum Vorteil der GASt ausschöpfen. Am meisten profitierte ich jedoch während meiner Amtszeit von der umsichtigen und engagierten Handhabung der laufenden Geschäfte durch Frau Hedwig Hinzmann.

Rückblickend darf ich mit Genugtuung feststellen, dass es zwischen 1999 und 2002 leichter als in den vorausgegangenen Jahren war, das Amt des Ersten Vorsitzenden anzutreten und zu begleiten. Denn die Gesellschaft verfügte jetzt über eine (m.E. schwerfällige, aber) leistungsdienliche Satzung, deren Zustandekommen viel Schweiß gekostet hatte. Außerdem sicherte – dank Herrn Brusten – eine Homepage der GASt eine breite Wahrnehmung. (Letztere konnte manchmal auch lästig sein, gingen doch auch eine Fülle von Bagatellanfragen ein, wie "Wo kann ich in Australien ein Praktikum machen?" und "Wo erhalte ich ein Visum für die Einreise nach Australien?") – Bei einer Mitgliederzahl, die sich zwischen ca. 135 bis 150 Mitgliedern bewegte, war eine finanzielle Grundversorgung gewährleistet. Außerdem gab es bereits die aus GASt-Bemühungen hervorgegangene Schriftenreihe KOALAS, die Prof. Dr. Gerhard Stilz mit großem Organisationsgeschick ins Leben gerufen hatte und für die er beharrlich ein hohes Anspruchsniveau durchzusetzen verstand. Zwei Bände waren in dieser Reihe bereits erschienen. Sowohl im Herausgeberremium der KOALAS-Reihe als auch in dem 1999 neu gegründeten wissenschaftlichen Beirat manifestierte sich deutlich die interdisziplinäre Ausrichtung unserer Gesellschaft.

Die chronologischen Orientierungspunkte im Leben eines Vereins sind begreiflicherweise die Tagungen und Mitgliederversammlungen. Auf diese Ereignisse muss sich der Vereinsvorstand rechtzeitig planend einstellen. Außerhalb des gewohnten Rhythmus unserer Zweijahrestagungen fand vom 29.-31. Oktober 1999 in Potsdam eine Konferenz über das Thema "Australian Studies: A Topic for Tertiary Education?" in Zusammenarbeit mit dem dortigen Australienzentrum statt. Von Seiten der GASt war Prof. Dr. Gerhard Leitner entscheidend an der Planung und Durchführung dieser Tagung beteiligt. Sein Organisationspartner auf Seiten des Australienzentrums Potsdam war Rico Janke. Neben mehreren australischen Referentinnen und Referenten steuerten auch GASt-Mitglieder mit bedeutsamen Vorträgen zum Gelingen bei. Der Ertrag dieser Tagung ist in dem von Gerhard Leitner und Bruce Bennett herausgegebenen Band *Australian Studies: A Topic for Tertiary Education* dokumentiert.

Jeder Vorstand ist dankbar, wenn die Planung der in seiner Amtszeit fälligen Zweijahrestagung in guten Händen liegt. Letzteres war zweifelsohne bei der 'regulären' Zweijahrestagung in Klagenfurt der Fall. Sie fand unter dem Titel "Australiens Zukunft und das Erbe der Vergangenheit – Australia's Future and the Legacy of the Past" vom 1.-4. Oktober 2000 statt. Mit Dr. Adi Wimmer hatten wir einen charmanten, umsichtigen und zupackenden Veranstalter. Zusammen mit Frau Aurora Alonso bereitete er unser Symposium gründlich vor und führte es so durch, dass alle Anwesenden das Gefühl hatten, in Klagenfurt erfahrungsreiche Stunden zu verbringen. Erfreulicherweise nahmen neben australischen Gästen auch mehrere Besucher aus benachbarten osteuropäischen Ländern teil. Ein großer Gewinn war zweifelsohne die markante und gleichzeitig angenehme Präsenz von George Seddon, einem der letzten "Universalgelehrten", der die Lehr- und Forschungskompetenz für die Fächer Geographie, Philosophie und Literaturwissenschaften besitzt und an verschiedenen australischen Universitäten entsprechende Professuren innehatte. Wie gerufen, konnte der von Rudolf Bader edierte Band über die vorausgegangene Moosegger Zweijahrestagung zum Thema *Australien auf dem Wege in zwanzigste Jahrhundert – Bilanzen – Standortbestimmungen – Visionen* in Klagenfurt verteilt werden.

Auf der Klagenfurter Tagung wurde auch zum ersten Mal der 'Förderpreis der GASt für den wissenschaftlichen Nachwuchs' verliehen. Mit dem ausgelobten Preis in Höhe von DM 3000 wurde als erste Preisträgerin Frau Dr. Margaret Carstens geehrt. Der Preis wurde ihr auf der Grundlage ihrer Dissertation zum Thema "Indigene Land- und Selbstbestimmungsrechte in Australien und Kanada unter besonderer Berücksichtigung des internationalen Rechts" verliehen. Herr Brusten hob als Vertreter des wissenschaftlichen Beirats der GASt in seiner Laudatio das preiswürdige Niveau von Frau Carstens Dissertation eloquent hervor.

Die gesetzlich vorgeschriebenen jährlichen Mitgliederversammlungen sind zwar vereinsrechtliche Routineveranstaltungen, aber sie erfüllen auch eine gemeinschaftsstiftende und -prägende Funktion. Sieht man einmal davon ab, dass der "Rote

"Saal" im Geographischen Institut der Universität Bonn kaum mehr als dreißig Personen Platz bietet, würde man sich dennoch wünschen, dass diejenigen Mitgliederversammlungen, die nicht im Rahmen einer Zweijahrestagung stattfinden, stärker besucht würden.

Für mich als Ersten Vorsitzenden es in der Rückschau befriedigend, Folgendes festzustellen:

1. Neben der bewährten "Stammkundschaft" gab es in den "Bonner" Mitgliederversammlungen immer wieder neue Gesichter. Oft erklärte sich auch jemand von den "Neuen" bereit, das Protokoll zu schreiben.
2. Kassenbericht und Entlastung des Vorstandes sowie fällige Neuwahlen liefen konfliktfrei.
3. Es war nie langweilig. Das sollten auch diejenigen Mitglieder bedenken, die bisher an einer "Bonner" MV noch nicht teilgenommen haben. Am 25. Februar 2000 wurde z.B. erprobt, ob die jeweilige Bonner MV nicht durch einen wissenschaftlichen Vortrag eines Mitglieds bereichert werden könnte. Corinna Erkenbrecht stellte sich bei dieser Gelegenheit mit dem Beitrag "Die materielle Kultur der Aborigines – eine 'Stein'zeit?" vor. Dieser wurde anschließend in *Newsletter* 14 (2000) veröffentlicht.

Ob in Bonn oder anderswo, eine erhöhte Diskussionsbereitschaft entwickelte sich auf den MVs immer dann, wenn Tagungsordnungspunkte wie "Australienzentrum Potsdam" bzw. "Australia Centre Berlin", "Newsletter" und Veröffentlichungen der GASt" sowie "Zweijahrestagung" aufgerufen wurden.

Was das Australienzentrum in Potsdam angeht, so war während der Zeit seines Bestehens der Erste Vorsitzende der GASt gleichzeitig Mitglied des dortigen Beirats. Ich selbst nahm an einer Beiratssitzung im Juni 1999 teil. Unsere Zusammenarbeit fand ihren Höhepunkt in der oben erwähnten Konferenz. Im Jahr 2000 wurde allerdings immer deutlicher erkennbar, dass das Potsdamer Australienzentrum nicht mehr lange bestehen würde. Auf der Zusammenkunft der GASt-Mitglieder am 3. Oktober 2000 in Klagenfurt teilte uns Herr Rico Janke mit, das Australienzentrum befände sich bereits seit sechs Monaten in einer strukturellen und inhaltlichen Krise. In einem Ergebnisprotokoll der Sondersitzung des wissenschaftlichen Beirats des Australienzentrums am 31. Januar 2001 erfuhr ich sodann, dass die an dem Potsdamer Zentrum beteiligten australischen Universitäten massiv die "Ausgründung des Australienzentrums" betrieben. Die "Ausgründung" führte schließlich zu der Neugründung des *Australia Centre Berlin*. Auf der Mitgliederversammlung der GASt am 18. Mai 2001 präsentierte Herr Felix Zimmermann das neue *Australia Centre Berlin*. Er stellte zugleich den Antrag auf korporative Mitgliedschaft des *Australia Centre* bei der GASt. Bis zum Ende meiner Amtszeit versuchte ich vergeblich, konstruktive Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit dem *Australia Centre Berlin* zu erproben. Ich hege nur geringe Hoffnung, dass

in Zukunft eine für beide Seiten ertragversprechende Zusammenarbeit möglich sein wird.

Der *Newsletter* wurde bekanntlich von Herrn Prof. Prießnitz ins Leben gerufen und verdankt ihm 14 Ausgaben, für die er in jedem Jahr unermüdlich Beiträge anwarb. Wenn solche nicht in der gewünschten Anzahl eingingen, griff er zu Feder und Telefon, um zu erwirken, dass noch weitere zur Veröffentlichung geeignete Unterlagen eingereicht wurden, z.B. ein Bericht, eine Miszelle oder bibliografische Hinweise. Die Gewinnung von Beiträgen war sicherlich ein mühevolles Geschäft. Während meiner Amtszeit gelang es, Herrn Prießnitz von der Dauerbürde der *Newsletter*-Betreuung zu entlasten und Herrn Leitner als Nachfolger zu gewinnen. In Klagenfurt erklärte Herr Prießnitz nicht zum ersten Male, aber nochmals mit nachdrücklicher Deutlichkeit, dass *Newsletter* Nr. 14/2000 das letzte Heft sei, für das er die volle Verantwortung getragen habe. Für seine schätzenswerte Leistung sprach der Vorstand im Namen aller Mitglieder Herrn Prießnitz auf der MV vom 18. Mai 2001 seinen großen Dank aus; alle Anwesenden ehrten Herrn Prießnitz mit einer stehenden Ovation.

Herr Leitner entwickelte eine Neukonzeption des *Newsletter*, die er zunächst dem Vorstand und dann der Mitgliederversammlung am 18.4.2001 vortrug. *GAST Newsletter* Nr. 15/2001 trug bereits Herrn Leitners neue editorische Signatur. Sowohl in der früheren Fassung als auch im neuen Gewand dient(e) der *Newsletter* nicht nur der Außendarstellung der GASt, sondern erfüllt überdies eine wichtige Funktion in unserer Binnenkommunikation.

Mehrmales wurde an mich der Wunsch herangetragen, Informationen über Kooperationsmöglichkeiten mit anderen australienorientierten Organisationen oder Einrichtungen einzuholen. Erfolglos verlief die Kontaktaufnahme mit dem Australien-Neuseeland Verein e.V.. Erfolgversprechender war die Kontaktaufnahme mit der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB). Einer Anregung von Herrn Prießnitz folgend, versuchten Herr Leitner und ich mit der SUB Göttingen kooperative Aktivitäten in die Wege zu leiten. Ein Protokoll, das sich aus einem Gespräch mit dem für die SUB Göttingen zuständigen Partner, Herrn Reimer Eck, ergab, wurde im *GAST Newsletter* Nr. 15, S. 124-125, veröffentlicht. Wegen einer längeren Erkrankung von Herrn Eck konnte die Angelegenheit nicht weiter verfolgt werden. Aber hier sollte man bei unserer weiteren Vereinsarbeit nochmals ansetzen.

Wenn man mich fragte, woran ich mich bei der Rückschau auf meine dreijährige Amtszeit als Erster Vorsitzender der GASt besonders gern erinnere, würde ich das starke Engagement der Mitglieder für die Sache und ihre Dialogbereitschaft betonen. Über die Fachgrenzen hinweg konnten wir Themen finden, die uns alle einbinden. Das Thema 'Australien' hat für uns eine hohe Motivationskraft, auch wenn erwünschte Sponsoren ausbleiben und man uns von Seiten der australischen Regierung nur geringes Interesse entgegenbringt.

Die Jahre 2002 bis 2005

Rudolf Bader

Unsere Gesellschaft befindet sich seit einigen Jahren in einer ruhigen Phase. Das heißt, dass sich die Neueintritte und die Austritte ungefähr die Waage halten, dass sich keine turbulenten Diskussionen um unsere Aktivitäten oder unsere wissenschaftliche Ausrichtung abspielen, dass sich gewisse Einrichtungen unserer Gesellschaft schon zu Routinen entwickelt haben und unsere Mitglieder mehr oder weniger regelmäßig einen Newsletter, eine Zweijahrestagung, einen KOALAS-Konferenzband und eine Ausschreibung des Förderpreises erwarten dürfen. Dass diese Erwartungen auch immer wieder befriedigt werden können, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern gründet sich auf dem Einsatz von Vorstandsmitgliedern, Herausgebern und weiteren Mitarbeitenden. In dem Berichtszeitraum zwischen Februar 2002 und Februar 2005 haben wir über optimale Verhältnisse verfügt, denn wir hatten nicht nur sehr zuverlässige und kompetente Leute, die sich dieser Aufgaben angenommen haben, sondern wir konnten auch auf der Arbeit von ausgezeichneten Vorgängern aufbauen.

Als Höhepunkte innerhalb des Berichtszeitraums können genannt werden: die 8. Zweijahrestagung in Trier, die Neueinrichtung unserer Homepage / Website und die 9. Zweijahrestagung in Hamburg. Die Trierer Tagung 2002 ist an anderer Stelle bereits gewürdigt worden, und sie bleibt uns allen, die dabei sein konnten, in bester Erinnerung. Der Tagungsband, Zwischen Asien und dem Westen: Zur politischen, ökonomischen und kulturellen Orientierung Australiens, herausgegeben von Norbert H. Platz, ist 2004 als Band 6 in unserer Reihe KOALAS erschienen. Unser Internetauftritt ist ja bereits unter dem Vorsitz von Manfred Brusten ins Leben gerufen worden, doch hat sich inzwischen eine Neugestaltung und Neupositionierung aufgedrängt. So ist unsere Gesellschaft jetzt unter einer einfachen, leicht einprägsamen und direkten Adresse zu finden: <www.australienstudien.org>

Die Hamburger Tagung 2004 stand unter dem Thema „Australien – Raum und Bedeutung“ und wurde von Gerd Dose und seinem kompetenten Team sehr gut organisiert. Er betreut auch als Herausgeber den Tagungsband.

Wenn wir auf den wissenschaftlichen Ertrag unserer Aktivitäten zurück blicken, können wir angesichts unserer bescheidenen Mittel sehr zufrieden sein. Insgesamt betrachtet, präsentiert sich also unsere Gesellschaft als Erfolgsgeschichte. Doch hinter jeder Erfolgsgeschichte verbergen sich auch einige problematische Aspekte oder kleinere Schwierigkeiten, die zu verschweigen in einem solchen Rückblick nicht richtig wäre. Wenn ich denn eher problematische Aspekte identifizieren soll, dürften diese wohl in den Bereichen Nachwuchs, Außenkontakte und Konferenz-Proceedings zu orten sein.

Zum Nachwuchs: Obwohl wir mit unseren Aktivitäten weiterhin junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für unsere Sache gewinnen können und

sich der Forschungsgegenstand Australien nach wie vor einer eher zunehmenden Beliebtheit erfreut, bedeuten die Entwicklungen im Hochschulwesen, dass es für Nachwuchskräfte im Wissenschaftsbetrieb zunehmend schwieriger wird, viel Zeit und Energie in das Sonderforschungsgebiet Australien zu investieren, weil darauf keine Hochschulkarriere aufzubauen ist. Es ist zu hoffen, dass sich dennoch weiterhin Nachwuchskräfte für Forschungsthemen mit Australienbezug begeistern können.

Die angesprochene Problematik bedeutet auch, dass sich unter den arrivierten Hochschullehrkräften nur wenige finden, die sich mit Australien-bezogenen Forschungsfragen beschäftigen. Hier drängt sich ein Vergleich auf, der unter das Thema Außenkontakte fällt. Ich meine den Vergleich mit unserer größeren Schwestergesellschaft, der Gesellschaft für Kanadastudien e.V. Die Tatsache, dass sich heute im deutschsprachigen Raum an über einem Dutzend Hochschulen Zentren für Kanadastudien befinden, dass sich eine sehr große Anzahl an arrivierten Hochschullehrkräften wie auch Nachwuchsleuten mit Kanada beschäftigen und dass schließlich eine reiche Ernte an Publikationen in diesem Umfeld anfällt, liegt nicht in einem natürlichen Unterschied zwischen Australien und Kanada, sondern einzig und allein an der unterschiedlichen Förderung solcher Aktivitäten durch die betreffenden Regierungen. Während die Kontakte zwischen der GKS und der kanadischen Regierung über die kanadischen Botschaften in den deutschsprachigen Ländern schon seit über 25 Jahren ausgezeichnet funktionieren und die wissenschaftlichen Bemühungen der Gesellschaft durch die Kanadier anerkannt auch finanziell massiv unterstützt werden, fristet unsere Gesellschaft eine Existenz der wohlwollenden Dulden durch die australische Botschaft in Berlin und wahrscheinlich eine Existenz in völliger Unkenntnis der australischen Regierung. Dies zeigt sich in allen Ausprägungen unserer Kontakte mit der Botschaft. Wir bekommen zwar einige wohlwollende Worte der Unterstützung durch untergeordnete Botschaftsangehörige, doch die Botschafter selbst haben bislang (seit den späten 1980er Jahren) unsere Bemühungen um gute Kontakte weitgehend ignoriert. Einladungen zu unseren Veranstaltungen wurden oft nicht einmal beantwortet, Vorsitzende unserer Gesellschaft wurden durch Botschafter selten empfangen und von einem mit den Kanadiern vergleichbaren Interesse konnte bis heute nie die Rede sein. Einzig an der Eröffnungsveranstaltung der Hamburger Tagung beeindruckte uns die Botschafterin Australiens, Frau Pamela Fayle, mit ihrer Anwesenheit und einer Grußrede, in welcher sie ihrer Überzeugung Ausdruck verlieh, dass sich Forschungsanliegen wie unsere allein durch privates oder industrielles Sponsoring finanzieren sollen. Immerhin unterstützte die Botschaft Australiens in Berlin die Hamburger Tagung auch mit einem finanziellen Beitrag. Doch darf man fragen, woran es wohl liegen mag, dass es den zuständigen Vertretern der australischen Regierung gleichgültig zu sein scheint, wie ihr Land und ihre Kultur durch die wissenschaftliche Forschung in den deutschsprachigen Ländern wahrgenommen und in der universitären Lehre vermittelt werden.

Ein internes Problem betrifft unsere Konferenz-Proceedings. Wir haben anlässlich der bereits erschienenen Konferenzbände die Erfahrung gemacht, dass der Prozess der Aufnahme bzw. Ablehnung von Konferenzbeiträgen nicht unproblematisch ist. Es besteht aus der Sicht der Vortragenden der verständliche Wunsch, dass möglichst viele oder gar alle gehaltenen Vorträge auch publiziert werden. Aus der Sicht der Reihenherausgeber, der Bandherausgeber, des Verlags und letztlich auch der Gesellschaft besteht dagegen das Bestreben um wissenschaftliche Qualität. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie die Beitragsauswahl zuweilen zu einer schwierigen Gratwanderung werden kann. Seit unserer Trierer Tagung haben wir daher diesbezüglich neue Wege beschritten, indem die Reihenherausgeber den jeweiligen Bandherausgeber schon von Anfang an mit guten Argumenten unterstützen, die ihm die Auswahl erleichtern. Der Vorstand hat sich diesen angesprochenen Problemkreisen nicht verschlossen und war stets um Verbesserungen in diesen Bereichen bemüht. Ich möchte mit einem sehr wichtigen Aspekt schließen, der meines Erachtens viel zur Wahrnehmung der Stimmung innerhalb unserer Gesellschaft beiträgt. Ich bin sehr glücklich darüber, dass wir anlässlich unserer Treffen in der Regel einen positiven und anerkennenden Umgangsstil untereinander haben. Die aktiven Mitglieder erleben – nach meinen Beobachtungen – das Zusammensein und den Gedankenaustausch in unserem Kreise als sehr angenehm, unterstützend und freundschaftlich. Und dies scheint mir ein ganz wesentlicher Aspekt unserer Success Story zu sein!

Aktuelles aus Forschung, Lehre, Wirtschaft, Medien etc.

The Australian Group of Eight universities engagement with Europe Marian Schoen

Over the last two years international engagement by the Australian Group of Eight universities with European universities, research organisations, governments and industry has been the mission of the Australia Centre Europe in Berlin.

The Group of Eight is a coalition of the leading comprehensive and research intensive universities in Australia. Our universities are consistently placed in the top 100 in the world by the Times Higher Education Supplement and within the top 250 universities by the Shanghai Jiao Tong rankings.

Our member institutions are: the Australian National University, the University of Adelaide, the University of Melbourne, Monash University, the University of New South Wales, the University of Queensland, the University of Sydney, and the University of Western Australia.

The Centre was officially launched by Berlin's State Secretary for Science at the Australian Embassy in September 2004 at a function hosted by the Australian Ambassador to Germany and attended by over 100 people including a delegation of Go8 vice-chancellors and deputy vice-chancellors, German and Australian politicians and diplomats, European and Australian academics and media.

This was followed by a one-day forum entitled "Australia's engagement with Europe" in October 2004 attended by 40 delegates from European universities and research institutes, diplomats, government officials and business leaders as well as Go8 vice-chancellors and deputy vice-chancellors.

An Australian launch was later held in Canberra, ACT in early December 2004, well-attended by representatives from the Federal Departments of Education, Science and Training (DEST) and Foreign Affairs and Trade (DFAT), European embassies, research agencies and organisations.

The Centre's strategic objectives are to develop the international profile of the Group of Eight institutions as Australia's leading research universities and to facilitate research and educational cooperation with European research institutions and universities.

In fulfilling these objectives, the Centre has a recognised role in promoting the excellence of Australian higher education and research capabilities in Europe and strengthening the bilateral relationship between Australia and European nations through research, educational and cultural co-operation.

Positioning the Group of Eight universities as partners for European engagement in Australia and profiling the excellence and international standing of their research and education has been undertaken by the Centre through delegation visits,

participation in bilateral meetings and European conferences, and the establishment of links with national and European institutions and networks.

Relationships have been developed through the activities of the Centre with Australian Government diplomatic representatives for higher education science and trade; European and national government representatives responsible for relations with Australia in departments such as foreign affairs, education and science and technology; European Commission and national research program and funding agencies and industry and business associations.

A delegation of Go8 Vice Chancellors in September 2005 met with European Commission, French and German research agencies and institutions to discuss research developments and explore opportunities for collaboration. Directors of the Go8 International Offices participated for the first time in the 2005 European Association of International Education Conference in Krakow, Poland and subsequently attended an Australian Education International seminar in Stockholm on student mobility and educational cooperation with Swedish universities.

Following meetings between the Go8 Directors International and Polish diplomatic representatives and universities in September 2005, the Go8 is working with a number of Australian-based agencies including the Contemporary Europe Research Centre at the University of Melbourne, the Australian Institute of Polish Affairs and the Polish Embassy to establish ongoing engagement with Poland.

The Go8 Directors International are for the second time taking part in the annual EAIE conference being held in Basel, Switzerland in September 2006, as the key annual event for international educational professionals providing wide-ranging information on higher education issues and systems and access to educational networks in Europe and throughout the world.

The Group of Eight will host a stand at the EAIE exhibition to profile its eight institutions and promote international collaboration and exchange between Australia and Europe. International office directors and representatives from each of the member universities will be present at various times throughout the exhibition to meet with Conference delegates.

As part of the delegation visit, the Directors International and the Go8 Executive Director and Centre Director will meet with Hungarian higher education and research institutions in Budapest at events being hosted by the Australian Ambassador to Hungary, Her Excellency Clare Birgin.

Strategic partnerships between Group of Eight institutions and leading European university groupings such the research and science and technology universities in the LERU, CLUSTER network of 12 leading European, Russian and Chinese institutions, the Russell Group and the German TU9 network have been developed, as the basis for future research collaboration, academic and student exchange and delivery of programs.

Opportunities for research cooperation have also been facilitated by the establishment of a joint research program between the Go8 – German Academic Exchange Service (DAAD) to support travel and living costs for collaborative research projects between Australia and Germany.

Links between research and industry experts and Go8 member institutions have been established including a Bavarian Ministry for Economic Affairs, Infrastructure, Transport and Technology delegation of experts visiting Australia in March 2006 and a major Netherlands pension fund interested in postgraduate internships and research contracts.

The international profile of the Group of Eight institutions as Australia's leading research universities has been further promoted in meetings and conferences on European-Australian research links and educational developments.

As a member of the Australian delegation, Centre Director Marian Schoen represented the Go8 at the April 2005 meeting of the Australia-European Union Joint Science and Technology Cooperation Committee in Brussels, considering Australia's involvement in the European Union framework program for research and technological development.

In March 2006 she participated in the Australian – German Biodiversity Workshop in Australia in intergovernmental meeting of representatives from DEST and Australian research institutions and agencies with the German Federal Department of Education and Research, the German Research Foundation and national research institutions.

Through the Centre, the Go8 has participated in discussions with European university leaders on the theme of 'Stronger Universities for Europe' at the 2005 European Universities Association Annual Convention in Glasgow; and considered the impact of changing international markets and trends affecting student mobility to the major English speaking destinations including Australia at the July 2005 annual meeting of the Information Centre managers and marketing offices of the German Academic Exchange Service (DAAD).

In November 2005, the Centre Director joined journalists, scientists, and research policy makers from 53 nations at the 'Communicating European Research' conference (CER) in Brussels to discuss ways of improving science communication.

During March 2006, the Centre Director attended a series of meetings in Canberra with Federal Government officials and European diplomatic representatives while on an Australian visit. These included a roundtable meeting hosted by the Go8 Executive Director, Ms Virginia Walsh with DEST and DFAT officials in March 2006 to outline developments in Europe, the Federal Government's Europe priorities and explore areas for future cooperation.

Further discussions were held during the visit with the Australian Research Council, the National Health and Medical Research Council and the international science

area in DEST on support for research cooperation with Germany; and the education and science attachés at the Swedish, Polish, French and Swiss embassies to provide an update on Go8 activities in Europe.

Regular information about Group of Eight research and educational activities is widely communicated in Europe by means of a quarterly online newsletter which provides news on developments in Australian higher education and research, member institutions and their activities in Europe.

The Centre distributes information to prospective students from Germany and other European countries on Go8 research and educational profiles, the Australian research and higher education system, student exchange and study abroad, scholarships and internships, and research and international office contacts.

Through the monitoring of current developments, trends and priorities in education and research at national and EU level, the Centre informs Go8 institutions about academic and research collaboration and provides the operational capacity to respond to current events and opportunities and develop targeted strategic relationships.

With its central European location, the Centre operates as an initial point of contact for universities, researchers, alumni and government agencies in the region. The facilities at the Centre, located within the Australian Embassy building overlooking the Spree Canal in Berlin, are also regularly utilised by academics and visitors from member universities as a point of contact in Europe and as a venue for events and seminars including the University of Sydney for its Master of Laws program during 2005 and 2006 and the University of Queensland European Studies Program in cooperation with the University of Innsbruck (Austria).

The first two years of operation of the Group of Eight Australia Centre Europe have focussed on raising the European profile and positioning the Go8 as Australia's leading research universities. Australian and European decision-makers are increasingly aware of the Centre and its role, providing a reflection of the Go8's commitment to international research and educational collaboration.

Wide-ranging and strategic relationships with national and European institutions have been established and deepened, both at an individual and institutional level, providing an extensive platform for future co-operation.

Stephen Sewell: Mythos, Propaganda und Katastrophe in Nazi-Deutschland und dem heutigen Amerika (*Myth, Propaganda and Disaster in Nazi Germany and Contemporary America*, 2003)

Hannah Vater

Interview mit Sybille Meier, Dramaturgin am Schauspielhaus Düsseldorf (21.06.05)

I: Was genau macht eigentlich eine Dramaturgin am Theater?

M: Die Produktionsdramaturgie bedeutet, dass man gemeinsam mit dem Regisseur ein Konzept erarbeitet. Man könnte sagen, dass der Dramaturg eine Art inhaltlicher Begleiter der Produktion oder auch eine Art Brücke zwischen der Produktion, ins Haus hinein, aber auch zu den Zuschauern ist. Dann gibt es das Arbeitsfeld, das die Spielplangestaltung betrifft, wo man sich natürlich auch wieder konzeptuell überlegt, welche Stücke man inszenieren will, wie man einen Spielplan zusammensetzt, welche Regisseure engagiert werden, und dann natürlich alles, was ein bisschen reingeht in inhaltliche Begleitung der Gesamtveranstaltung. Das heißt, man organisiert Zusatzveranstaltungen wie Lesungen, Diskussionen, man macht auch auswärtig Veranstaltungen, in Schulen zum Beispiel, und spricht mit den Leuten über das, was sie gesehen haben. Das sind die drei großen Arbeitsfelder, wenn man so will.

I: Wie war das jetzt im Fall von *Mythos, Propaganda und Katastrophe in Nazi-Deutschland und dem heutigen Amerika*? Was hat Sie überhaupt dazu bewogen, dieses Stück auszusuchen und es jetzt und hier zu zeigen?

M: Das war in dem Fall so, dass der Regisseur, Burkhard C. Kosminski, in Dänemark unterwegs war und zufälligerweise dort bei einem Freund dieses Stück auf englisch auf dem Schreibtisch liegen sehen und dann mitgebracht hat. Wir haben das in der Dramaturgie gelesen und fanden das sehr spannend; zum einen natürlich aufgrund der Thematik an sich, zum anderen, aufgrund der Art, wie es reagiert oder sich thematisch befasst mit dem 11. September und Terrorismus aus einer anderen Perspektive. Daher haben wir natürlich sofort gesagt, wir wollen das machen.

I: Ich nehme an, es gab noch keine deutsche Übersetzung zu dem Zeitpunkt. Die deutsche Übersetzung, die sie dann verwendet haben, stammt von John und Peter von Düffel; wie ist das zustande gekommen?

M: Das war jetzt in dem Fall auch wieder ein Ausnahmefall. Wie gesagt, Burkhard Kosminski hat dieses Stück mitgebracht und es dann dem Rowohlt-Verlag angeboten. John von Düffel ist ja auch beim Rowohlt-Verlag und arbeitet sehr eng mit denen zusammen, so dass es über den Verlag gelaufen ist; die haben dann den Übersetzer bestimmt.

I: Das Stück ist, soweit ich weiß, in Amerika noch nicht aufgeführt worden, sondern nur in England und Australien. Glauben Sie, dass es noch aufgeführt werden wird? Das Stück ist ja nicht ganz ohne Sprengkraft.

M: Schwierige Frage. Ich weiß nicht, ob es da eine Zensur gibt, was man vielleicht gerne unterstellen möchte, oder prinzipiell würde ich sagen, wie Amerika hier auch oft gesehen wird. Ich bin mir nicht sicher, ob das damit etwas zu tun hat, oder ob es einfach schlicht und ergreifend daran liegt, dass sich bislang kein amerikanischer Regisseur oder kein Theater dafür interessiert hat.

I: Aber jetzt hier in Düsseldorf gab es keine Bedenken, das Stück aufzuführen?

M: Nein. Die einzigen Bedenken, die es gab, waren ganz praktischer Natur, und zwar was den Titel betrifft: *Mythos, Propaganda und Katastrophe in Nazi-Deutschland und dem heutigen Amerika*. Das ist natürlich ein relativ ungewöhnlicher Titel, weil er ja wirklich ein wissenschaftlicher Titel ist und eigentlich kein dramatischer Stücktitel. Da gab es in der Tat Diskussionen, ob man noch mal mit dem Autor sprechen sollte, aber der Regisseur und ich waren uns darüber einig, dass wir gerade diesen Titel sehr gut finden. Es gab aber jetzt nicht die Frage, ob das politisch so brisant oder so provokativ sei, dass man dieses Stück nicht hier aufführen könnte.

I: Sind Sie oder waren Sie mit Stephen Sewell in Kontakt oder haben Sie einfach nur den Text bekommen und dann selber weiter bearbeitet?

M: Ja, wir haben nur den Text bekommen und nicht mit ihm zusammengearbeitet. Man muss dazu sagen, es gibt einen sehr großen Unterschied in der englischsprachigen Theatertradition und in der deutschsprachigen Theatertradition, nämlich das seit den 80er Jahren so genannte Regietheater. Ein weiter Begriff, dennoch will ich kurz was dazu sagen. Es ist einfach so, dass es im englischsprachigen Raum nicht üblich ist, den Text als Partitur oder Material zu begreifen, wo man kürzen, streichen, hinzufügen, oder kollagieren darf – das gibt in Deutschland manchmal auch Probleme, je nachdem wie die Erben reagieren, aber selten. Diese Tradition gibt es im englischsprachigen Raum einfach gar nicht, das heißt, dort ist es komplett aufgeführt worden. Wie sie sicherlich bemerkt haben, haben wir zum Beispiel über vierzig Prozent des Textes eingestrichen.

I: Ja, mir ist aufgefallen, dass zum einen sehr viel gestrichen wurde und zum anderen, wenn man sich etwa das Programmheft ansieht, befindet sich der Schwerpunkt sehr auf der politischen Seite, insbesondere auf dem Demokratieverständnis. In den Szenen, die Sie nicht benutzt haben, geht es dagegen ein bisschen mehr in die Psyche. Woher kommt das eigentlich beim Menschen, dieses Bedürfnis; wo kommt diese Angst her und die Reaktion auf die Angst? Da mussten Sie wahrscheinlich schon eine Entscheidung treffen.

M: Ja, es ist einfach so, dass wir fanden, als wir das Stück gelesen haben, es erklärt sehr viel und spricht auch sehr viel aus und bietet sozusagen auf zwei Strängen Erklärungsmodelle an: nämlich zum einen, wie Sie schon gesagt haben, möglicherweise begründet in der Psyche einer Figur, und das andere ist einfach mehr im Vagen gelassen. Dieses Sich-selbst-erklären einer Figur, das hat uns daran nicht so gefallen, das haben wir dann auch tatsächlich weg gestrichen. Also beispielsweise die Szene beim Psychiater, die, wie ich finde, auch eine Doppelung ist. Das muss man nicht alles noch mal aussprechen, um zu begreifen, was eigentlich mit dieser Frau los ist, sowohl psychologisch als auch in dem Kontext dieser Welt, in der sie sich da bewegt.

I: Wenn man betrachtet, wie die Machtausübung in der amerikanischen Demokratie funktioniert, kann man das auf deutsche Verhältnisse übertragen? Oder muss man die Verhältnisse in Amerika kennen, um das Stück zu verstehen?

M: Ich denke, natürlich muss man sie kennen, man muss natürlich auch diese zweite Ebene der Handlung, was diesen Campus betrifft verstehen. Ich glaube schon, dass man eine Vorstellung davon haben sollte, was z.B. „sexual harassment“ bedeutet, was wir ja hier in der Form oder immer in diesen extremen Auswirkungen in Deutschland nicht haben. Was die politische Situation betrifft, glaube ich – man kann es wahrscheinlich gar nicht unterscheiden – aber die Amerika-rezeption ist seit dem zweiten Weltkrieg so groß, dass man davon ausgehen kann, dass jeder diese Verhältnisse einigermaßen kennt. Zur Frage der Übertragung: Was uns eben an dem Stück sehr interessiert hat – und da schlägt es ja dann auch letzten Endes den Bogen zu unserer Kultur, zu unserer Literatur – natürlich einmal, was Kafka betrifft, und zum anderen die Frage, wie geht man mit Paranoia um. Das ist, glaube ich, das ganz große Thema darin, dass zum Beispiel die Medien in Amerika vielleicht noch in einer stärkeren oder anderen Weise das ihrige tun, nur tendenziell passiert bei uns ja genau das gleiche, sprich, man kriegt die scheinbare Realität vermittelt durch Fernsehen, Zeitung etc. und macht sich dann ein Bild, z.B. dieser Mythos vom Schläfer, der da irgendwo hier durch unsere Städte geistert und dann plötzlich eines Tages erwacht und dann irgendwas tut. Das ist das eigentlich spannende Thema und ich glaube, dass das allgemeingültig für die westliche Welt ist und überhaupt nicht amerikaspezifisch.

I: Denken Sie, dass man mit so einem Stück die Leute zum Nachdenken bewegt oder ist Theater mittlerweile dazu nicht mehr in der Lage? In London liefen vor kurzer Zeit Stücke – eines mit dem Titel *Guantanamo* – die in eine ähnlich Richtung gingen, also sehr politisch sind, die, wenn man da an Brecht denkt, nicht mehr unterhalten wollen, sondern die Leute wirklich zum Nachdenken anregen.

M: Ja, davon gehen wir mal aus, wenn wir ein Stück machen (*lacht*), dass man natürlich so ein Stück auf den Spielplan setzt, um nachzudenken. Ich möchte aber dazu sagen, Theater ist ja nicht nur ein Ort der Reflexion, sondern ist natürlich auch immer ein sinnliches Erlebnis, und das unterscheidet es von irgendwelchen wissenschaftlichen Diskussionen oder sonstigem. Und sich in die Lage dieses Mannes zu versetzen – wobei ja durchaus nicht entschieden sein will, ob es nicht tatsächlich auch so sein könnte oder eines Tages passiert sein könnte – das heißt einfach noch mal über einen anderen Weg dieses Nachdenken, wenn sie so wollen, gleichzeitig über ein Mit-Erleben einfach in Gang zu setzen.

I: Jetzt habe ich noch einige Punkte, die mir zur Inszenierung selber aufgefallen sind: Und zwar einmal, dass spezifische Orte in der Inszenierung gar keine Rolle mehr spielen, z.B. bei dem Abendessen, wo die Schauspieler einfach nur nebeneinander stehen und nach vorne gucken. Was kann man zu dem Raum oder Ort auf der Bühne sagen?

M: Es ist so, dass die Intention ist, nicht illusionistisch zu arbeiten, weil das ohnehin, glaube ich, völlig theaterfremd ist. Das kann man im Film machen, aber nicht im Theater. Insofern versucht man das, was diesen Ort wesentlich bestimmt, auf die Bühne zu bringen. Das war der Versuch, dass diese Menschen, die Schauspieler, quasi während des ganzen Abends da sind und sich in einem Raum befinden. Sie haben's gesehen: dort waren diese Scheinwerfer, sie stehen also die ganze Zeit im Licht, sind beteiligt am Geschehen, und werden zugleich von diesen Medien, also sehr dominanten Monitoren eingerahmt. Es sollte die Situation umgesetzt werden, beim Zuschauer evoziert werden, dass man also einerseits permanent in der Beobachtung steht, quasi wie so eine Versuchsanordnung, und gleichzeitig auch immer mit beobachtet. In dem Fall hat man die Situation, dass der Schauspieler auch da sitzt und das Publikum beobachtet, was normalerweise nicht der Fall ist, weil er ja abgeht, wenn er nicht mehr mitspielt. Das ist eigentlich die Idee des Raumes gewesen.

I: Ich habe zwei Kritiken in deutschen Zeitungen gelesen. Dort stand z.B. über die Videoscreens, dass sie den surrealen Charakter verstärken sollen. Ich hätte jetzt eher vermutet, das das heißen soll, das die Medien einfach ständig und immer präsent sind.

M: Ja, das würde ich auch so sehen.

I: Etwas, das mir noch aufgefallen ist, war, dass die Studentin, Margurite, deutlich lasziver wirkte als im Text dargestellt.

M: Ja, da war einfach die Idee, dass das merkwürdige an dieser Studentin ist, dass sie einerseits sehr intellektuell, sehr politisch engagiert ist, andererseits aber diese erotische Dimension im Stück ja durchaus vorhanden ist. Ich meine, der Autor spielt ja auch in den Szenen damit, dass man zunächst gar nicht ganz genau weiß, was die beiden eigentlich voneinander wollen – ist da in der Tat ein sexuelles oder erotisches Interesse vorhanden oder nicht? – und dann kommt es irgendwann zu diesem Knall. Dieses Spiel wollten wir einfach auch weiter drin lassen, um das nicht eindeutig so zu zeigen, dass man denkt, es sei ohnehin nur eine rein intellektuelle Beziehung.

I: Die interessanteste Figur ist ja eigentlich der „Mann“, dessen Identität nie geklärt wird – was ja auch gemäß Kafka nicht Sinn der Sache ist. In der Kritik wurde bemängelt, der Mann würde störende Mätzchen machen, dass er mit Piepsstimme oder mit Hitlerstimme spricht, dass er eine Elvismaske trägt usw. Wie sollte der Mann dadurch charakterisiert werden, wozu dienten diese Einlagen?

M: Das ist aus Probenimprovisationen entstanden. Es ist so, dass man lange bevor man tatsächlich auf die Bühne rausgeht, in der Probenarbeit über die Figuren spricht. Das war eben der Punkt, dass man diesen Mann nicht genau als CIA-Typen zeichnen wollte, also nur im schwarzen Anzug, der sowieso von Anfang an klar gewesen wäre. Dann gibt es eine Sache, die natürlich filmisch immer sehr einfach zu lösen ist, nämlich dieses Spiel mit Realität und Fiktion, wo man sofort an Filme

denkt wie *A Beautiful Mind*. Will sagen, auf der Bühne muss man ja anders umsetzen, da muss man schon mit anderen Mitteln arbeiten, weil man nicht einfach jemanden verschwinden lassen kann oder schneiden. Und das war die Idee, diesen Mann gerade nicht als Figur zu zeigen, die eindeutig irgendwas ist, sondern man weiß es nicht genau, man kann ihn nicht einordnen. Er wollte eben gar keine Figur sein, daher diese verschiedenen, Mätzchen, wie es der Kritiker nennt oder die Arten irgendetwas zu sprechen, um eben nicht in einen Charakter überzugehen.

I: Bei der Darstellung des Talbot fällt auf, dass er in den letzten Szenen sehr mechanisch auf die Fragen des Mannes antwortet, so als würde er es vom Band abspulen. Das hat mich ein bisschen gewundert, denn er ist ja in einer sehr bedrängten Situation.

M: Sie meinen die Szene, als er da auf dem Stuhl sitzt. Das war eigentlich nicht so, dass er mechanisch antwortet, sondern das war, dass er quasi in sich gefallen ist, so eine Art wie, ja, man ist in sich versunken und nimmt sein Außen gar nicht mehr wahr, ein bisschen, wie wenn man gerade erwacht ist, zum Beispiel, und noch nicht genau den Wachzustand erreicht hat. So sollte es eigentlich sein.

I: Auch ganz am Ende, als er ja im Prinzip die Oberhand gewinnt – obwohl er dann erschossen wird – und sich intellektuell eigentlich durchsetzt, da spricht er immer noch auf diese Weise. Der Mann dagegen wurde gegen Ende sichtlich nervös.

M: Bei uns ist das Ende ja offen geblieben. Es wird nicht eindeutig – wenn Sie jetzt sagen, dass er erschossen wird – bei uns ist eigentlich der Gedanke, es ist gar nicht klar, ob er tatsächlich erschossen wird.

I: Es gab keinen Knall.

M: Genau. Also, es ist keine Illusion eines Schusses, sondern es bleibt offen, ob das nun in der Tat ein einziger Alptraum, ein einziges Hirngespinst von ihm war oder ob es tatsächlich stattgefunden hat.

I: Ganz am Schluss ist ja eigentlich der Clou, dass Eve den Zündschlüssel von Talbots Auto umdreht und dieses explodiert – eine Ahnung, die Talbot selbst vorher nebenbei geäußert hat und die eher paranoid wirkte. Daraufhin wird eine Nachrichtendurchsage eingespielt, sie sei eine Selbstmordattentäterin gewesen und eine „muslimische Studentin“ als ihre Mittäterin verhaftet worden. Leider hat man diese Durchsage akustisch sehr schlecht verstanden.

M: Da gab es eine lange Diskussion, da rennen Sie jetzt bei mir offene Türen ein, weil ich das auch gedacht habe. Das Problem der Technik war, wenn man da jetzt quasi noch mal eins draufsetzt, ist das schwierig, weil es dann immer auch ein bisschen ins Plakative geht und da wollten die das nicht absetzen. Wie gesagt, das sind manchmal Entscheidungen, natürlich möchte man nicht, dass man es nicht versteht, aber es gab eben Leute, die haben es verstanden und gesagt, damit haben sie überhaupt kein Problem. Ich persönlich hatte damit auch ein Problem und

deswegen versteh ich jetzt, was Sie sagen. Es gibt da ganz unterschiedliche Reaktionen, das war dann einfach eine Entscheidung, dass das so zu Ende geht.

I: Wurden am Düsseldorfer Schauspielhaus eigentlich schon andere australische Dramen der Gegenwart aufgeführt?

M: Also meines Wissens nicht. Es gibt, glaube ich, keine wirkliche Tradition der australischen Gegenwartsdramatik, das ist eigentlich eher unbekannt. Man hat ja oft einen Bezug zu englischen Dramen – also, kennen Sie ja wahrscheinlich, Sarah Kane usw. – die seit einigen Jahren auch in Deutschland regelmäßig auf dem Spielplan auftauchen, aber australische Gegenwartsdramatik ist weitgehend unbekannt. Das war jetzt mit das erste, was uns da begegnet ist. Und das auch noch auf einem dänischen Schreibtisch.

Blakatak.

Program of Thought at the Museum of Contemporary Art in Sydney.

A Report by Uta Daur

"*Blakatak*: Like a Choc Atak..." announces the promising red poster with black and white text created by Indigenous Australian artist Brook Andrew. The artist is both initiator and co-organizer of the *Program of Thought*, comprising four symposia, held in a monthly interval between September and December 2005 at the *Museum of Contemporary Art* (MCA) in Sydney. Participants were artists, academics and curators who discussed the current situation of Indigenous Australian art in the context of Australian and international art.

The first panel discussion *Dominant Doctrines of Beauty* engaged the role of Western aesthetics for the success and art critical framing of Indigenous Australian art: Which concepts of beauty are dominant in art critical discourse and how important is the notion of beauty in looking at art? Associate Professor Vrasidas Karalis gave a general introduction into several, particularly Greek notions of beauty and their emergence in art theoretical discourses until today. Indigenous Australian photographer Ricky Maynard and Chinese-Australian artist Lindy Lee both feel comfortable to talk about their art in terms of the beautiful. Maynard indeed favours a modernist approach in photography to achieve a "pure" image and depict a spiritual beauty found in objects and landscape. Besides this universal understanding of (formal) beauty that is often interrelated with notions of truth co-exists for Lindy Lee a more culturally specific version of beauty. In contrast to the artists MCA director Elizabeth Ann Macgregor, of white Scottish background, finds it difficult to speak about ideas of beauty and (moral) truth in contemporary art. She explains this difficulty with the 1980s discussions around black art in Great Britain and their outspoken distance to right-wing claims on the importance of beauty and moral truth in art. In this context artists, who wanted to be taken seriously, had to renounce issues of beauty. However Macgregor sees a difference between Black

British art and Indigenous Australian Western Desert paintings, because the latter are admired as both beautiful and spiritual. Similarly Professor Roger Benjamin voices his uneasiness with universal understandings of beauty, which he believes is rather a "result of cultural conditioning", depending on specific cultural conventions and ideas. Instead Benjamin favours a cross-cultural aesthetic approach, which he explains with the example of the Mardayin Ceremony Paintings – admired both for their spiritual value and their formal qualities, depending on the cultural background of the viewer. He also calls for attention of remote community aesthetic categories in viewing these paintings, a claim supported by Brook Andrew. Andrew criticises the mere consideration of such paintings in Western terms that do not acknowledge the spirituality and sense of place the paintings are embedded in. According to Andrew this neglect of the cultural context of the paintings can lead to a mistranslation of some of the messages of the work or a loss of the original meaning of the work. However as Karalis and Benjamin outline there is an ongoing process of exchange and dialogue between cultures, a cross-cultural interaction, which also produces possibilities of change of the status quo. The question of empowerment through precisely a Western aesthetics is also crucial in this context. Importantly Andrew draws attention to those Indigenous Australian artists that explore the political within a visual framework of Western aesthetic notions of beauty.

Among the artists there seemed to be a great dissatisfaction with the way their art is viewed by critics, e.g., the framing of their art within dichotomies of black and white art and so-called urban and traditional Indigenous Australian art. Photographer Rea, for instance, demands the recognition of Indigenous Australian artists as contemporary and Australian artists and also artist Fiona Foley feels a "heavy weight of history always being on your shoulders here." However, although some curators might still apply these binary distinctions on Indigenous Australian art, there seems to have changed a lot in the past decade. For instance, as Macgregor explains, the MCA, one of the major museums for contemporary art in Australia, groups artists around themes and not in terms of race.⁶⁰

The second of the *Blakataks* continued the demand for an acknowledgment of all forms of Aboriginal art as Australian or international art. The symposium centred on

⁶⁰ Being of white German descent I find myself using categories such as 'Indigenous Australian artists' for this report, but mostly neglecting the racial or ethnic identities of the white speakers. While this reflects partly the way the organisers of the symposium introduced particular people, I also intend to make clear particular speaking positions in cases where it helps to make the content and context better understandable for a German audience. The issues at stake in the symposium that itself emphasised its particular speaking position in its title *Blakatak* show that the demand to get rid of certain labels is not always without contradiction. The categories and frameworks for interpreting and writing about Indigenous Australian art are still highly debated and constantly shifting. Also, of course, there is no unity among Indigenous Australian artists regarding the framing of their work. For instance, some artists on the panel welcome the idea of a black *Perspecta* until 'things' have changed. What the one declares as a burden is for the other a tool of recognition.

the question of art adulation: "Is criticism of Aboriginal art dominated by Western approaches such as racial theory?" This debate also followed the question of a shortage of serious art criticism on Indigenous Australian art and analysed the stereotypes responsible for the exclusion of Aboriginal Art, especially 'traditional' Aboriginal art, from the canon of fine art.

Rise to criticism gave especially the 'urban'/ 'traditional' divide in categorizations of Indigenous Australian art, suggesting that there are neither innovative artists nor urban areas in remote regions. In these categorisations 'traditional' art appears as static and as Professor Marcia Langton put it "[artists] are trapped in a kind of primitive design syndrome". Following Professor Howard Morphy another reason for the need to overcome the 'urban'/ 'traditional' divide is that 'traditional' Indigenous art practices, which were formerly seen as 'primitive', fit now in various European conceptions of Avant-garde art such as Performance and Body Art. This calls very much into question an evolutionary and linear model of Western art history. In contrast to European categorizations Morphy sees some improvement in overcoming these categories in Australia. However he criticises that a lot of racial assumptions are still brought on Indigenous Australian art and artists that are not at stake when a work of a white artist is reviewed. One example is Tracey Moffatt, whose work has been subjected to questions of identity politics for a long time, although the artist constantly demands for her work to be analysed in its universal concerns and not just simply to be framed in terms of race. Professor Langton finds it also problematic that art historians equate Aboriginal art from the Central and Western Desert, such as the work of Emily Kngwarreye, with abstract expressionism. She demands instead that art historians should inform themselves better to understand the ways artists use particular designs and innovate with hereditary designs, innovations that are difficult to recognize unless the observer is very familiar with particular traditions. She also points out that there is a lot of literature written on these traditions, which should be taken seriously in order to appreciate these art works. Most others on the panel agree with this demand.

Howard Morphy rightly brings in that there is a sense in which people might adequately compare Aboriginal paintings, such as those from Arnhem Land, and modernist abstraction. But according to Morphy this comparison should be done on the level of analogies or formal resemblances only, which in turn doesn't tell anything about the intention or the historical context of the paintings. Thus Morphy stresses that if we dwell merely on this level of analogy, we fail to fully appreciate the paintings and their meanings. Morphy therefore demands that, in order to understand the diverse manifestations of Indigenous Australian art, the intentions of the artists have to be taken into account as well as 'classic' art historical research on the context of the works has to be done.

Associate Professor Nikos Papastergiadis confirms that we need to find pluralistic ways of approaching Indigenous art and culture. While he agrees that some analogies, e.g., the comparison of Aboriginal paintings with abstract expressionism

have been overstretched, he also explains that these categorisations usually develop because people try to find different ways for understanding art. In this context Papastergiadis further explains the historical value of the now so contested category of identity in art debates that originally has been introduced to open up spaces. It was intended to open the art world to a more inclusive approach at a time when aesthetic debates solely centred on the universal and neglected the personal, particular and historical as well as issues of identity and place. Papastergiadis thus advises us not to completely dismiss the question of cultural identity but use it as "a potential connection point", considering art as coming from a particular place without being restricted to it. In this way we could, after Papastergiadis, reach a more ambiguous "way of thinking about the relationship between the aesthetic, the political, our identity and our place, so that these things can ricochet around each other rather than get stuck in one part of the equation."

Another issue that came up in the symposium is that Indigenous Australian artist are often not engaged sufficiently in aspects of marketing or copyright of their work. Further the artists on the panel demanded more respect from art workers, who should at least demonstrate some effort to learn the language of the artists whose work they are promoting. Langton complains that the quality of criticism of Indigenous Australian art and culture hasn't improved much over the last decade. She assumes that most literature is not circulated widely, although she admits that there exists "terrifically informative literature which will explain works and designs and traditions and histories." She calls for the importance to inform art collectors and the general public about the context of these art works in order to break through the "mystery of Aboriginal art". The lack of dissemination of valuable information on Indigenous Australian art and culture, as Morphy explains, has also to be seen in the wider context of a general retreat of the Australian government from public funding of the cultural sector. Another issue Morphy raises is the question of why there are no Indigenous Australian curators of European painting in Australia.

The third *Blakatak* symposium *Respect yourself: historical amnesia, cultural ownership and respect* posed the question to whom we listen in regard to Australian histories: Whose accounts seriously engage with Australian history and whose are shaped by historical amnesia?

Indigenous Canadian speaker Gerald McMaster, senior curator of Canadian art at the *National Museum of the American Indian* in Toronto, addressed the question if Indigenous artists and intellectuals are complicit in historical amnesia. He answers this question in the negative, emphasising that Indigenous intellectuals should acknowledge the changes that have taken place and articulate them. According to McMaster they should identify convergences of different cultures and their occurrences in art. McMaster finds it deeply problematic that young people often learn about the history of colonialism only through stereotypes presented in films and other media. He therefore asks for the development of "new tools of argumentation". Hetti Perkins, Senior Curator of Aboriginal and Torres Strait

Islander art at the *Art Gallery of New South Wales* in Sydney, also calls for the writing of further substantial monographs, which deal with Indigenous Australian histories of art. Unlike white historians, she argues, Indigenous Australian artists "can't have the luxury of historical amnesia", because this would offend the many people who have suffered previously and continue to struggle in Australia.

The panel continued discussing issues of copyright, especially the problems that arise when artists use signs from other cultures and then successfully claim copyrights for these signs. This concerns white as well as indigenous artists, e.g., when Indigenous Australian artists from the East Coast use Central Desert designs for painting dolphin dreamings. The discussion causes theatre director and writer Wesley Enoch to draw a distinction between on the one hand 'black fellows', who are forced to paint in order to survive economically and weren't to be seen as artists, and on the other hand artists, who develop ideas and create complex art works. Enoch also demands that ideas and concepts should be in the foreground of creating art and this process shouldn't be always restricted to someone's own culture. Further, after Enoch, Indigenous artists should take control over the writing of their histories and also be able to address problems within their own communities rather than avoiding these issues for fear of being criticised by their communities of enforcing negative stereotypes. In contrast to McMaster he argues that Indigenous Australian artists were complicit in terms of historical amnesia because for many the history is too painful to be engaged with on a continuing basis. In this context artist Judy Watson remarks that the criticism by one's own community can be at times more restricting in terms of the pressure that is exerted to deal with one's cultural identity.

Another topic discussed by the speakers concerns the question whether a museum that specialises in and focuses solely on Indigenous art is to be seen as an advantage or ghettoises Indigenous artists, keeping them away from contemporary international art, as McMaster puts it. He claims that a reliance on identity issues especially comes up in a European exhibition context where curators often favour 'traditional' Aboriginal art over international contemporary art from Australia.

Professor Vivien Johnson draws attention to the fact that often the innovative aspects of 'traditional' Aboriginal art forms are overseen. Art works such as those by Papunya Tula artists, after Johnson, appear 'traditional' in a Western context, but are highly innovative and radical in regard to their own cultural context. Johnson further raises issues of sacred content of such images, which makes it sometimes problematic to exhibit the images, e.g., when the permission of the community is not obtained. She demands that the current custodians of these dreamings should always be consulted "about what they want to happen to these paintings." Hetti Perkins adds that attitudes of artists regarding these issues change and some images that couldn't be shown previously can be now shown with the permission of the artist or community. According to Perkins some artists give explicit instructions that their works can be shown after they pass away, while others do not agree with the display of their work or name after their death. Perkins therefore confirms Johnson's

demand to talk to and get advise from the communities from which these pictures stem. She explains that asking artists about their particular view on their art and its display shows respect and also assures that the communities have control over their images.

The last symposium of the *Blakatak* series focused on the theme of artistic politics. The panel aimed to explore if "the politics of place, of memory, of post-colonialism detract from or enrich Aboriginal art." Because the symposium was held shortly after the Cronulla riots in Sydney, this event dominated great parts of the discussion.

Choreographer and artist Raymond Blanco raised the question of responsibility of Indigenous Australian artists to their cultural group and assured that artists should become more political than those performance groups that restrict their program to what the government funding bodies find acceptable. Marcia Langton confirms the problem of artists being worried to loose their funding if their work is overtly political. 'Real' artists however, after Blanco, shouldn't let themselves restrict by funding issues. In regard to the Cronulla riots the panel raised the question of place wars and the strong connection of identity and place. In this context of the politics of place Professor Paul Carter situates "the white settler project" as an "aesthetic project" because it is shaped by nostalgia. This project would, after Carter, centre on the myth of home always being somewhere else and the concept that particular groups could define themselves in relation to this ideal, excluding others. Carter finds this myth prevalent especially in contemporary media commentary.

As a conclusion it seems that there is yet much to change in the art historical, critical and public discussion and appreciation of Indigenous Australian art. One important starting point is the refinement and clarification of categories brought to Indigenous Australian art and the declaration of each speaker's position. Curators and writers should constantly re-question their critical frameworks and inform themselves better about the context of the work and each artist's particular background, acknowledging the multiplicity of their voices. Existing categories and notions in the discussion of Indigenous Australian art are under constant flux and should be negotiated with Indigenous Australian artists, curators and intellectuals.

For more information on the events go to <http://www.mca.com.au/search.asp?keyword=blakatak> (April 21, 2006). There you will find a list of the speakers of each symposium. You will also find transcripts of all of the four *Blakatak* series, from which the above quotes are taken.

Rezensionen

Lonergan, Dymphna, 2004. *Sounds Irish: The Irish Language in Australia.*
x+145pp. ISBN 1 921013 00 1, Adelaide: Lythrum Press.
Reviewed by Clemens Fritz, c/o Freie Universität Berlin.

The book is very likely a downsized version of the author's 2002 PhD thesis, although this is not openly acknowledged. Lonergan has traced genuine and rather doubtful examples of Irish and Irish English (IrE) in Australian writings from 1829-2002. She provides a discussion of the history of the Irish immigrants and their language(s) in nineteenth and twentieth century Australia. A glossary forms the main body of the book.

The book is divided into a preface, five chapters, the glossary, a bibliography and an index. The chapters do not follow an easily recognized order.

In the preface Lonergan laments that the survival of Irish and IrE in Australia have been underestimated and underresearched. Although there was some truth in such a statement, say twenty years ago, this is certainly not right now. Fritz (1996, 2000a/b, 2006), Jupp (1988, 2001), Leitner (2004a/b), Taylor (1998, 2000, 2003) and others have greatly advanced this field. None of the titles can be found in the book under review.

Lonergan claims (vii) that "during the peak periods when the Irish populated Australia the majority of the Irish people spoke Irish." This statement is misleading. Of course many Irish immigrants, forced or voluntary ones, had some knowledge of the Irish language. But even in Ireland this language was dying fast at that time (see Hindley 1990) and the use and usefulness of Irish in nineteenth century Australia was very limited. In the sources available for the eighteenth and nineteenth centuries there is hardly any trace of Irish to be found. There are many letters and diaries of Irish immigrants corresponding with their families both at home and in the antipodes, but they mostly contain only very few Irish words or phrases. This contradicts Lonergan's position.

Chapter One (*The Sweetest and Swiftest Tongue*) opens with cameo portraits of Irish migrants to Australia. Then Lonergan goes on to discuss the fate of the Irish language in Ireland and of the Irish in Australia.

She provides two maps showing the decline of Irish speakers in Ireland between 1800 and 1851 (2004:4). Since she does not acknowledge her source the map is difficult to interpret. Are Irish speakers' those who speak Irish only? If so, her numbers are greatly exaggerated. Hindley (1990:15) shows that in 1799 only ca. 14% of the population were monoglot speakers of Irish and 44% were bilingual. By 1851 this had declined to ca. 5% monoglot speakers and 23% bilinguals. This is much less than suggested by Lonergan's maps.

The following sentence is typical of Lonergan's style and line of reasoning (2004:5): "[...] until the end of the nineteenth century Irish was the primary language of many Irish people. For example, in 1845 [no reference given here], [...] there were more Irish speakers in the country than at any time in the history of the language."

Taken at face-value the reader is inclined to think that the Irish language was in a very strong position in 1845. While it is true that the total number of speakers was very high, this was a simple side-effect of the explosive growth of the population at that time. Importantly

this does not mean that many of the inhabitants of Ireland indeed used or had a knowledge of Irish.

Lonergan claims that it was the language that was the "fundamental difference" between the Irish and the English (2004:5). This is not the case. Religion, the Irish will to become independent and money were much stronger factors delimiting an Irish community in Australia and elsewhere.

Lonergan writes many passages in this vein in order to prove that her topic is valid, interesting and has been grossly neglected. It would be tedious to list all the misrepresentations and misleading statements. Let it suffice to say that less would have been much more here.

The Irish language has not been given due credit for its impact on the development of English. With this familiar train of thought chapter two (*The Irish language and Australian English*) starts.

Lonergan discusses isolated items and suggests, without adducing scientific evidence, Irish origins for some English words. Surface similarity is her most convincing argument. What she fails to take into account is the possibility that an Irish and an English word can be similar, because Irish has taken over an English word. Similarities could also be mere coincidence.

Her etymologies are mostly driven by imagination, not by empirical evidence. It does not come as a surprise that she is highly critical of many dictionaries. An example is the Australian English (AusE) word *cack*, 'to defecate'. Although she acknowledges that a similar word is found in many European languages, curiously omitting modern German here, an Irish origin seems most likely to her. The historically-oriented Australian National Dictionary does not mention *cack*, which suggests that the word is of more recent, twentieth-century, origin. Why Irish should have been able to influence twentieth century AusE with a greater likelihood than German is unclear to me.

On page 19 Lonergan ventures into the theory that words like *dale*, *glen*, *meadow*, *valley* and *wood* were lost in AusE, because in Britain they had been used mostly in works literature, but not in everyday language. This is very debatable. Almost everyone agrees that the loss of landscape terminology was caused by geographical differences between Britain and Australia.

Let it be clear that Lonergan's etymologies can make good reading, some are plausible, others not. But I take issue with her line of argumentation that starts with suggestions and later presents the outcomes as facts rather than as the speculations they are.

Writing Irish Australia, chapter three, begins with a discussion of Irish English. However, Lonergan does not properly distinguish between real features of IrE and literary conventions that developed in the course of several centuries and which are used by authors to depict Irish or lower class characters. This is annoying.

Her interpretation of the phrase *They all arrived and I not expecting one of them* as an emphatic use of *and* is wrong. For a detailed look at *and* in IrE and IrE in Australia see Fritz (2006).

"Whether the writer uses many or few of these Irish markers will depend to some extent on the education and class of the Irish character and the setting in which the dialogue occurs." (2004:36) Obviously Lonergan naively assumes that all authors are fully competent linguists and that their depiction of an Irish character only depends on plot, setting and character and not on their linguistic knowledge or cultural biases.

The examples she quotes from various novels clearly show that many authors are indeed not well acquainted with Irish or IrE. This can be seen in the following excerpt (2004:43): "just put yez fut well in the shtrirup, shove your knee toight agin the flap, and kape yer toe out of his girths, an' then lift yerself clane into yes sate widout jerking an'whin yer feels all right I'll let go." The wrong use of *yous* (the plural of *you*; in the text represented as *yez* and *yes*) as an alternative of *your* proves that the author is not well acquainted with IrE. Lonergan, discussing this quote, fails to notice that.

Another unacceptable sentence is "The language of living Irish in Australia was the same language that had caused linguistic and social concerns in England" (2004:39). First of all not the language had caused the concern but the people, second there were no linguistic concerns about Irish or IrE in nineteenth century Britain and third the social concerns the Irish caused were not a function of their language.

Lonergan commits a factual error when she claims that Edward Wakefield wrote from Sydney in 1829 that 'pure English' was not the language of the colony. In fact Wakefield had never been there, writing from a comfortable chair in England.

Lonergan freely mixes nineteenth and twentieth century examples and mistakes the language from works of fiction for real instances of Irish and IrE in Australia. This is a serious shortcoming of the book.

In chapter four (*Irish words in Australian writing*) Lonergan presents how frequently she found certain real or supposed Irish and/or IrE words or phrases in a body of Australian literature written between 1829-2002. This is to some extent contrasted with the frequencies she found in a collection of Irish literature 1800-1989, the subject of her MA thesis.

This could have been a very rewarding part of the book, but unfortunately it is not so. What is sorely missed is a description of the texts in the collection. Lonergan's 'bibliography', this should probably read 'references', list about 150 novels as primary texts. Some may not be novels but that information is not provided. We also do not know how long the novels are and whether they were investigated as full texts or if only excerpts were used. It seems unlikely that Lonergan has read all these works of literature scanning every book for a number of phrases. Instead she probably used a concordance program, but again we do not know that.

There is also no reason provided why exactly these texts had been chosen and why this particular genre. The results certainly depend very much on that choice. Finally, there is no indication whether the Australian authors were of English, Irish or of other origin. But this, again, should have influenced the results to a great extent.

First Lonergan lists the words and phrases according to frequency. But the frequencies do not mean anything, because we do not know from how large a body of language they were taken. The frequencies seem very low, the highest being 26, followed by 21, 21, 18, 17, 16,

etc. considering that 150 novels were consulted and that Lonergan probably deliberately chose novels which had a more or less pronounced Irish background.

Some words from the frequency list are not found in the book's index. Others are found there only in their English, not their Irish spelling.

Altogether Lonergan has 140 words and nineteen phrases and she goes on to group them according to their semantics or functions.

The frequencies she provides do not mean anything since we know nothing about the size or the composition of either the Australian or the Irish text collection. It is not revealing when Lonergan writes (2004:52) "Australian writers [1829-2002] use these terms more often than Irish writers, e.g. twenty-six uses of *ara* to fourteen in the Irish study [1800-1989] [...]." Maybe the Irish collection is only half as big as the Australian one. Then there would be a draw.

Another example is the following: "For example the slogan *fag an bealach*, 'clear the way', is found mainly in nineteenth century Australian writing, but Thomas Keneally uses it in 1998 in *The Great Shame*." First of all we do not know whether the nineteenth and the twentieth century are equally represented in the text collection. Second, there are only three instances of the phrase altogether. From a statistical point of view Lonergan's statement is simply untenable.

Chapter five is rightly called *Fragments*. In this chapter there are various poems and newspaper extracts either in Irish or dealing with Irish or IrE. There is no reason given why these texts were chosen or what they should mean to the reader. They testify that Irish and IrE were known and discussed in Australia from early on. Nothing more. In an anthology some of the texts could have had a place, but here their function is unclear.

The *glossary* contains many of the words and phrases presented in chapter four, but surprisingly not all of them. Each entry has quotes showing where the word/phrase was found. Astonishingly only a fraction of the glossary entries can be found in the index of the book. This makes it impossible to look for more quotes or discussions of the word or for its frequency. The letter 'A' has eighteen entries in the glossary, only one of these is also in the index. For the letter 'F' there are eleven entries and only two can be found in the index.

The notes at the end of each chapter, the 'bibliography' and the book's index are full of mistakes and inconsistencies which gravely influence the usefulness of the publication at hand.

Chapter two, for instance, has 21 notes, 17 of which come from books. Only ten of the books mentioned here can be found in the 'bibliography'!! Seven are missing!

There is a long list of secondary sources at the back of the book, but hardly any of them can be found in the main body of the text. It looks as if Lonergan simply copied that list from her PhD thesis and did not bother to check whether she really used the references in the book under review. It is notable that her PhD thesis is missing from the list of secondary sources. So are many up-to-date linguistic or history books that a serious scholar of the Irish and their languages should read before attempting a study such as this one.

References

- Fritz, Clemens, 1996, Early Australian Letters: A Linguistic Analysis, Unpublished MA thesis, University of Regensburg.
- , 2000a, "Language, change and identity: The Irish in 19th century Australia", In: Foley, Tadgh and Fiona Bateman, eds, Irish-Australian Studies. Papers Delivered at the Ninth Irish-Australian Conference Galway, April 1997, 57-66, Darlinghurst: Corssing Press.
- , 2000b, "The Irish in Australia: Aspects of linguistic accommodation", In: Hildegard L.C. Tristram, ed, The Celtic Englishes II, 57-74, Heidelberg: Carl Winter.
- , 2006, "Resilient or Yielding? Features of IrE syntax and aspect in early Australia", In: Nevalainen, Terttu, Juhani Klemola and Mikko Laitinen, eds, Types of Variation: Diachronic, Dialectal and Typological Interfaces (Studies in Language Companion Series), Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Hindley, Reg, 1990, The Death of the Irish Language, London: Routledge.
- Jupp, James, 1988/2001, The Australian People, Sydney: Angus & Robertson.
- Leitner, Gerhard, 2004a, Australia's Many Voices I: Australian English - the National Language, Berlin: Mouton de Gruyter.
- , 2004b, Australia's Many Voices II: Ethnic Englishes, Indigenous and Migrant Languages. Policy and Education, Berlin: Mouton de Gruyter.
- Ramson, William, ed, 1988, The Australian National Dictionary: A Dictionary of Australianisms on Historical Principles, Melbourne: Oxford UP.
- Taylor, Brian, 1998, "Australian English and its interaction with other Englishes", In: Lindquist, Hans, Staffan Klintborg, Magnus Levin and Marai Estlind, eds, The major varieties of English, Papers from MAVEN 97, 59-68, Växjö: Växjö University.
- , 2000, "Syntactic, lexical and other transfers from Celtic in (Australian) English", In: Evans, Geraint, Bernard Martin and Jonathan M. Wooding, eds, Origins and Revivals: Proceedings of the First Australian Conference of Celtic Studies, Sydney: Centre for Celtic Studies, University of Sydney, 45-68.
- , 2003, "Englishes in Sydney around 1850", AJL 23(2), 161-83.

Collins, Felicity; Davis, Therese, 2004. *Australian Cinema After Mabo*. Vii + 204 pp. ISBN 0 521 54256 -1, Cambridge, Cambridge University Press.

Reviewed by Britta Kuhlenbeck, Universität Hamburg

My personal interest in Australian film and in particular in its depiction of landscape directed me to Felicity Collins and Therese Davis' book *Australian Cinema After Mabo*. It raised my awareness to 'look at' the Australian landscape with respect to the *Mabo* High Court case in 1992 granting Native Title with different eyes. Moreover, this volume not only analyses Australian films of the 1990s and 2000s against this background, which caused a paradigm shift by invalidating the legal claim of *terra nullius* as well as within the framework of colonial history and memory on the one hand, but also in the light of processes of globalisation on the other. The book offers starting points for 'rethinking' Australian cinema in particular with respect to the criteria of shock, memory and recognition. As the authors state, the *Mabo* decision politicises Australian history and the task to rethink the country's colonial past and its race relations becomes inevitable as a prerequisite to deal with a 'morally illegitimate national identity', as Tim Rowse puts it (4). Nevertheless, Collins and Davis focus on the cultural rather than the political aspects of this

paradigm shift of Australian historical consciousness, which with respect to cinema has not been analysed yet. For the authors the term 'after *Mabo*' "implies a national cinema that, in various ways, tells us what it feels like to be living in the 'afterwardness' of colonialism during a moment of intense globalisation" (8). Questions revolving around being at home in Australia, the importance of legal justice and historical empathy, local and global strategies and the cinema's role in the construction of a national identity are being discussed. The authors' thesis is that cinema facilitates collective as well as intimate forms of recognition with a different impact compared to legal and political recognition. This approach is different to film theory's voyeuristic and fetishistic concepts of cinema. They relate to theories of memory and trauma cinema to find answers to the question "why these films now" (9)?

The authors base their analyses on a concept of 'aftershock' by which they mean the unresolved trauma of colonial settlement. The *Mabo* decision caused a paradigm shift regarding concepts of identity, the land and a sense of belonging concomitant with a paradigm shift of dealing with landscape in Australian cinema as it is the landscape tradition which linked national identity to British settlement of the land. The inward and backward-looking search for national identity of period films was replaced by the *Mabo* High Court decision that emphasised the complex role of landscape in national identity. With the realisation of the lie of *terra nullius* the landscape raises questions about historical amnesia, shock and memory, thus a familiar icon is seen from a new perspective. The spaces that realize the concept of aftershock are in particular spaces of everyday life and the desert landscape. Aftershock endures unlike shock which implies, according to Benjamin, flashes of recognition. Different modes of temporality are thus opposed. The term 'afterwardness' is used to describe historical conflicts and their effects on the present. A historical incident only becomes traumatic afterwards and is even intensified by neo-conservative movements, which are occupied with the past rather than trying to solve what the past means for the present.

Felicity Collins and Therese Davis have a lot of expertise both as film analysts and as scriptwriters/authors; the former lecturing in Cinema Studies at La Trobe University, the latter lecturing in Film and Cultural Studies at the University of Newcastle. The content of their book is structured into three parts: 'Australian Cinema and the History Wars' (chapters 1-4), 'Landscape and Belonging after *Mabo*' (chapters 5-7) and 'Trauma, Grief and Coming of Age' (chapters 8-10). The authors analyse a selection of films by predominately considering as key issues the ensuing commercial and cultural strategies of the Australian film industry deriving from the post-*Mabo* historical conflicts, the aftershock of the *Mabo* decision in connection with the landscape tradition in Australian cinema, the function of trauma and grief, the nation's process of coming of age and the stylistic devices of the narrative of defeat and comedy.

Chapter one 'Backtracking after *Mabo*' looks at how the past is used to refer to the present in the films *Black and White* (Craig Lahiff, 2002), *The Tracker* (Rolf de Heer, 2002) and in the television program *Chicks Talking* (Leah Purcell, 2002). These films are examples of a resumption of themes of national history and are analysed with respect to their interpretation of national history as politics of recognition and as traumatised public memory. The analysis of *Black and White* focuses on the film's representation of history as coherent remembrance and storytelling as epic memory. *The Tracker* deals with the struggle

for recognition. *Chicks Talking* explores the politics, identification and representation of Aboriginality by interviewing Aboriginal Australian women from various regions of Australia. Purcell's documentary highlights the contemporary trauma of Aboriginal identity as a result of historical dispossession. The idea followed is 'backtracking' national identity on well trodden paths but finding new directions.

Commercial-industrial as well as global-local strategies are exemplified in a comparison of the three films *Moulin Rouge* (Baz Luhrman, 2001), *Lantana* (Ray Lawrence, 2001) and *The Dish* (Rob Sitch, 2000). *The Dish* is an example of an inward-looking film using familiar types and characters as well as a familiar landscape. *Moulin Rouge* is an example of the other end of the spectrum, an outward-oriented international film but shot and produced in Australia and depicting Australian actors. It aims to appeal to the global infotainment industry through its 'spectacular' digital effects, intertextuality and imaginary location. *Lantana* represents some form of middle-ground located in between 'global Hollywood' and local television. It makes use of an international genre, the thriller, and explores middle-class life in a cosmopolitan context but with an Australian 'flavour' (i.e. Sydney location). They are not explicit post-*Mabo* films but according to the authors a historical consciousness is provoked by alluding to an era of change, which in Andreas Huyssen's words can be called 'late modernity'. Explicit post-*Mabo* films are, for instance, *The Tracker*, *Black and White*, *Rabbit-Proof Fence*, *One Night the Moon*, *Yolngu Boy* and *Beneath Clouds*, also dealt with in this volume. A shift between thinking of Australia as insular to an understanding of the country as culturally diverse, open and worldly has to take place, which will also be the basis for re-imagining Australian identity and implied Australian history. The idea of Australian cinema as being international is closely linked to this process.

The chapter on *Australian Rules* (Paul Goldman, 2002) and *Walking on Water* (Tony Ayres, 2002) is concerned with 'aural images' aiming to illustrate a re-shaping of the Australian social imaginary springing from an Anglo-Celtic relocated origin. In *Australian Rules* neo-conservative ideas about national identity are contested in terms of 'new vernaculars'. So far prevailing core values of Australian national identity like egalitarianism, fair go and mateship are undermined. Nevertheless it is the white male's authorial voice that is heard at the end of the film. *Walking on Water* (described as "a film that might be understood as a long recovery party after a big night out at *Moulin Rouge*") is about people living with AIDS and regards a post-national identity as a temporary experiment. *Walking on Water* like *Lantana* and *Moulin Rouge* explore the sense of living in a globalised present in between a cosmopolitan lifestyle of transnational consumer culture on the one hand, and 'vernaculars', which are derived from the Anglo-Celtic social imaginary on the other. The theme of loss establishes a link between these films.

The book also contains a chapter on the biographical documentary *Mabo-Life of an Island Man* (Trevor Graham, 1997) to close a gap between the *Mabo*-decision (standing for the issue of Aboriginal land rights in general) and *Mabo* 'the man'. Part of its success lies in its depiction of 'intimate history' illuminating the significance of this historic judgement. The question of what intimate history is is also explored. The film is used as educational resource. It employs the trope of the face/defacement as a structuring device and as narrative theme.

The characters in *Heaven's Burning* (Craig Lahiff, 1997) (chapter five), a film that is critical of deregulated Australia, contradict the achievement of a multicultural society: the male hero takes the stereotype of the 'defeated male hero' a step further, he is even more passive. The *Last Days of Chez Nous* (Gillian Armstrong, 1992) is about the female protagonist's spiritual quest leading from the desert to the suburb. In *Holy Smoke* (Jane Campion, 1999) it is exactly the opposite. The quest is directed from suburban space to the desert landscape. *Last Days* thus reinforces the negation of the sacred unlike *Yolngu Boy*, *Serenades* and *The Missing*. Moreover, these films give different answers to Aboriginal identity located between history and modernity. In *The Missing* (Ron Howard, 2003), however, the protagonist, a Vatican priest, seeks an encounter with the Aboriginal 'spirit-world', which is projected onto the antipodean landscape by the European mind. Such a quest can be interpreted as an appropriation of Aboriginal values by settlers or as an expression of contemporary Australian spiritual convergence. These films illustrate that landscape is no longer a platform for European projections of a potential national origin. Its living history has to be realized.

The films discussed in chapter six, *Heartland* (TV series), *Cunnamulla* (Dennis O'Rourke, 2000) and *Message from Moree* (TV documentary) investigate the different meanings implied in the different words used for the Australian landscape like 'the country', 'the Bush', 'country', 'environment', 'from the country', and the projections and concepts these terms entail. So-called *terra nullius* films reinforce historical amnesia. They illustrate that an untranslatable or enigmatic element of the past remains, which also surfaces in Indigenous and non-Indigenous perspectives and understanding of the land. *Heartland*, for instance, deals with 'intersubjective space', a possible movement between 'our ways' and 'your ways'. In fact, the film explores the concept of Australia being an Aboriginal nation. In *Cunnamulla* the question of social identity and the singularity of the other is looked at, a question left open at the end of *Heartland*.

In chapter seven the authors identify two different groups of settlers. The first group comprises settlers claiming ancestry that goes back as far as 1788 and the second group consists of postwar migrants. Both groups are partial to selective historical amnesia, focussing on progress and the future rather than being concerned with Aboriginal ownership of the land. "Getting on with the future" is also the maxim in a number of films, located in urban environments ranging from city centres and suburbia to the beach. *The Castle* (Rob Sitch, 1997), for instance, explicitly makes reference to the *Mabo* decision. *Vacant Possession* (Margot Nash, 1995) overtly deals with the question of guilt and responsibility resulting from the injustices of the past. *Strange Planet* (Emma-Kate Croghan, 1999) illustrates the belatedness between an event and its understanding in a multi-strand narrative. *Radiance* (Rachel Perkins, 1998) contradicts the idea of an Aboriginal sense of intimacy with the land. The film rather raises the question of the possibility of an unanchored, post-indigenous identity, because the Aboriginal protagonists' beliefs in family values and the meaning of land and home have been shattered.

Chapter eight illustrates the controversial reviews of *Rabbit-Proof Fence* (Phillip Noyce, 2002). It is an outward-looking film, making use of elements taken from the Hollywood genre and backtracking Australian national cinema at the same time. It also follows the tradition of Australian 'lost child films'. It becomes evident that 'country' is important for Indigenous people, physically and emotionally. On the one hand, the film recovers 'stolen

histories', but on the other, it highlights the traumatic dimension of the Stolen Generation by stating at the end that the heroine's daughter was also taken away from her and until her death they had not been re-united. In the epilogue filmed in documentary mode, the female protagonist Molly resumes control over the narration and addresses the audience as a survivor of the Stolen Generation. "In this way, the film is much more than a historical drama or romance-quest narrative or even a maternal melodrama. It is an instance of trauma cinema in which spectators are addressed as witnesses." (145)

Looking for Alibrandi (Kate Woods, 2000), *Head On* (Ana Kokkinos, 1998) and *Beneath Clouds* (Ivan Sven, 2002) are interpreted as coming of age films, which are also concerned with the relation between past and present. However, unlike other films of that genre they focus on the immediacy of the moment. The teenage protagonists of these films are united in their desire and mobility to escape history. However, this desire is not motivated by amnesia or denial of history but rather highlights how difficult 'coming of age' is in Australia and how a new way of dealing with the colonial burden of shame can be found. These films bring to light how traumas that have not been worked through prevent maturity. In *Beneath Clouds* the female protagonist literally escapes a (repetition of) history of violence. The protagonists of these films are 'objects of shame'. However, they suggest a repairing of the 'injuries' can occur by making these injuries visible and by showing empathy, which forms a stark contrast to John Howard's political stance. According to the authors the cinema in particular is able to create an intimate sphere of experience which can trigger emotions of empathy.

The final chapter reflects on the contemporary role of national Australian cinema. It is suggested that the act of mourning serves to achieve maturity with respect to a past one wishes to deny or forget. In order to reach a new perspective on national identity, backtracking though familiar ground, like the desert or the bush, is necessary as well as connecting its history to the present day, that is to say, a preoccupation with present pasts has to take place. *Japanese Story* (Sue Brooks, 2003) as well as *Dreaming in Motion* (five short films commissioned by the Indigenous Unit of the Australian Film Commission and SBS Independent, 2002) are examples to illustrate the cinema's capacity for affective experience; they advocate 'grief-work' as a way to work through the trauma of historical amnesia. *Japanese Story* suggests a creative way of dealing with loss instead of its denial. In this film guilt is defined as something positive in the sense of taking responsibility and as an expression of regret. According to Collins and Davis habitual barriers can be transgressed through shock. *Japanese Story* thus depicts an outbreak of male melancholia which has been a main characteristic of the Australian outback film. With *Dreaming in Motion* Aboriginal perspectives to contemporary Australian cinema are given, which challenge the perspective of Aboriginal people as objects of the 'white gaze.'

By looking at a quite extensive selection of Australian films of the 1990s and 2000s and placing them in between the 'aftershock' of colonial history and the 'futureshock' of globalisation, *Cinema After Mabo* offers new perspectives of Australian movies following the landscape tradition in response to the *Mabo* High Court decision as a national shock of recognition. It is especially in the cinema where such a 'shock' can be realized. Each chapter analyses a selection of films against this background and the authors reasoning sometimes might seem redundant, but can also be seen as their well structured effort to constantly refer back to their hypothesis, and thus prove that their approach taken is viable. As historical

consciousness is a prerequisite for developing a postmodern identity, this book offers an Australian perspective to a task that need to be faced by all colonial settler societies.

**Ross Gibson, 2002. *Seven Versions of an Australian Badland*. University of Queensland Press, 183pp., plus notes and bibliography. ISBN 0-7022-3349-8.
A\$ 19,95**

Reviewed by Anja Schwarz, Freie Universität Berlin

Ross Gibson's *Seven Versions of an Australian Badland* was written at the height of Australia's so-called 'history wars' and is implicated in these historiographical debates which, for now over a decade, have occupied Australian historians, politicians and public intellectuals. After a new generation of historians had published increasingly critical accounts of the nation's colonial beginnings from the 1970s onwards, these studies came under attack in the early 1990s when conservative commentators such as popular historian Geoffrey Blainey characterised them as politically biased 'black armband history' (Blainey 1993, 15). Blainey's contribution, in particular, has since been taken up by Prime Minister John Howard whose campaign for a 'balanced' view of Australian history began with his election in 1996. Looking back on these discussions in his latest Australia Day address, Howard claimed to have finally won this historiographic 'war', since "compared with a decade ago, fewer Australians are ashamed of this nation's past." Howard "welcome[d] this corrective in our national sense of self" and moved on to open fire on a new front: he criticised the "fragmented stew of 'themes' and 'issues'", as well as the lack of "structured narrative" in high school history curricula and, by implication, historical writing in general (Howard 2006).

A number of historians of Australia's colonial past, however, insist on the impossibility of ever attaining such a structured narrative. Historical records from the nation's beginnings, they argue, at best only render half the story and remain notoriously silent about the violence and brutality that characterised the Australian 'frontier'. Anthropologist WEH Stanner had first addressed this "great Australian silence" in his 1968 ABC Boyer lectures and explained the striking absence of an Aboriginal perspective in colonial history to be not simply a matter of forgetting but "a structural matter, a view from a window which has been carefully placed to exclude a whole quadrant of the landscape" (Stanner 1969, 7). According to Ann Curthoys, this wilful and structural amnesia had begun with Federation as white Australian nationalism flourished and is only being addressed in recent texts which seek to recover already 'forgotten' histories (Curthoys 2003).

But how does knowledge of colonial violence survive if it was either never recorded or its evidence subsequently erased from the archives? A number of recent texts such as Peter Read's *Haunted Earth* and Maria Tumarkin's *Traumascapes* suggest that knowledge of this past is linked to particular landscapes and preserved in place names such as Murdering Gully or Massacre Bay, as well as local stories about these sites. Ian Clark's *Scars in the Landscape* from 1995 sought to record this type of local knowledge for Western Victoria. One of the sites described by Clark, Bells Falls, also featured in an exhibit at the redesigned Australian National Museum in Canberra which came under harsh attack by conservative historian Keith Windschuttle after its opening in 2001. Windschuttle's critique of the Bells Falls display exemplifies the contemporary difficulties and controversies historical writing about Australia's colonial past faces. In spite of claims by local white

settlers and indigenous people that the Falls had been the site of a massacre, he maintains that such knowledge was "worthless" since not supported by historical records and accused historians and the museum of inventing 'doctored evidence'. Windschuttle argues that "countless rural communities ... tell similar stories about spectacular local landmarks [and]...those with very high waterfalls seem to almost irresistibly conjure up myths that have an uncanny similarity wherever they are found." (Windschuttle 2003, 108).

outlined here. Similarly to the museum's curators, *Seven Versions of an Australian Badland* is concerned with the link between colonial violence, its commemoration and particular landscapes. Contrary to Windschuttle and Howard however, Gibson does not believe that such an account can rely on colonial records alone and that it should be rendered in a 'structured narrative'. Moreover, it is precisely Windschuttle's observation that 'countless rural communities' tell stories of colonial violence linked to particular landmarks that is of interest for his argument. "Sceptics can object that these slaughter accounts are merely yarns massed around without proof," Gibson concedes. "But this ignores how seriously oral cultures (white as well as black) regard their environments and their narratives" (68). Instead, he regards such narratives as 'generic': "[a]ll over the Australian frontier, stories like it have been placed in the landscape" (67-68). Gibson's fictocritical narrative – as the cover blurb informs us: "part road movie, part personal memoir, part murder mystery" – explores such a landscape and describes a particular road that runs through "a vast and sparse section of Australia's Pacific coast, ... known in popular legend as 'the Horror Stretch' – a place you're warned not to go" (1). It is an area, writes Gibson, where "[w]hatever colonialism was and is, it has made this place unsettled and unsettling" (2). Here, the land itself somehow seems to have gone bad from layer upon layer of brutal history.

Already in 1980, Bernard Smith had addressed such sensations about Australian landscapes in his lecture *The Spectre of Truganini* and suggested the nation was haunted by the dispossession and violence done to Aborigines. It is "a nightmare to be thrust out of mind," Smith wrote. "Yet like the traumatic experiences of childhood it continues to haunt our dreams" (Smith 1980, 17). Brisbane-born Gibson now investigates this 'spectre' with regard to North Queensland's Horror Stretch. "Most cultures contain prohibited or illicit spaces," he observes, "but no-go zones are especially compelling within *colonial societies*," "within regimes that have been formed by land-grabbing" (Gibson 2002^a, 15; 2002^b). Working downwards through the decades like an archaeologist, he describes this landscape as shaped by farmers who foolishly chopped down the brigalow and went broke growing wheat; by the hideous abuse and killings of violently dispossessed Aboriginal people; by the kidnapping and slavery of Melanesians to work the sugar cane; by the chemicals used on this landscape; by the numerous murders in this isolated rural area. In the story of the Horror Stretch thus unearthed, Gibson identifies the following recurring topics:

rootlessness and poverty-stricken itinerancy; the imposition of imported law; the geography of vastness, deluge, heat and erosion; the rural culture of firearms; a landscape composed of devolving ecologies; the mind-altering pressures of isolation; nervous, nocturnal predation; prejudice and violence visited upon Aborigines; sex grabbed perfunctorily and illicitly; regionalist resentments; migrations impelled by the shove of hopelessness and bitterness, rather than the allure of optimism. (49)

Contrary to Windschuttle who would snub such stories as mere 'fabrication', Gibson asks exactly what creates and maintains such memories and what functions they might fulfil for the former settler colony. Why are these themes, which would have been characteristic of most of Australia's colonial past, solely attributed to certain areas? According to Gibson, no-go zones such as the Horror Stretch create spaces where the "unruly and the unknown can be named and contained even if they cannot be annihilated" (178). The very fact that a "special 'quarantine-zone' exists ... tends to guarantee that everywhere else outside the cordon can be defined ... as well-regulated, social and secure" (173).

For Gibson, a close examination rather than avoidance of Australia's badlands is therefore vital. He places hope in their potential to disturb Australians into recognising the failings of their troubled past, the "issues that we wish we could deny, ignore or forget" (179). Drawing onto Margarete and Alexander Mitscherlich's examination of German society after WWII, Gibson contends that such troubling memories require a psychoanalytical reading. He reiterates the Mitscherlich's claim that the "shadow of denial and repression of events ... cannot be undone by acts of forgetting" (quoted on p. 159) but has to be redressed with 'mourning work' in order for the post-traumatic society to attain independence from its past. Gibson reasons analogously that Australia "might attain maturity only when it learns to include an array of ethnic, psychological, differences [currently projected onto the badlands] in its constitution" (165). Only then might a true sense of belonging for non-indigenous Australians be achieved and – Gibson closes his study on an imaginary beach on the Capricorn coast – "you might fancy you can hear the shells whispering a thousand words for 'home' every time a wave washes out" (183).

Seven Versions of an Australian Badland provides a new and challenging perspective on Australian landscapes and Gibson's fictocritical style of writing befits its subject of haunted spaces. At times, however, a more analytical approach to how certain places attain their 'spectre' would have been beneficial. Instead, Gibson shifts within the space of a few pages from attributing animate qualities to the place itself – "[T]he Capricorn hinterland behaves like a live thing ... something outstretching human control and interpretation." (177) – to the notion that these characteristics are culturally ascribed onto the landscape: "the place has come into focus as a mythological badland, a ... location where malevolence is *simply there* partly because it has long been *imagined there*" (178). Gibson's attention to the importance of particular places for the commemoration of historical events however, as well as his interest in German *Vergangenheitsbewältigung*, reveal interesting parallels between his work and recent German writing on 'Gedächtnisorte' (see, for instance, Francois and Schulze 2001, Assmann 2002). It is highly recommendable for anyone interested in the fields of memory, commemoration and reconciliation.

References

- Assmann, A. "Das Gedächtnis der Orte. Authentizität und Gedenken." *Firma Topf & Söhne - Hersteller der Öfen für Auschwitz. Ein Fabrikgelände als Erinnerungsort?*, edited by A. Assmann, F. Hiddemann and E. Schwarzenberger. Frankfurt/Main: Campus, 2002, 197-212.

Blainey, G. "Drawing up a balance sheet of our history." *Quadrant*, 37 (7-8) 1993, 10-15.

- Clark, I. *Scars in the Landscape: A Register of Massacre Sites in Western Victoria, 1883 – 1859*. Canberra: Aboriginal Studies Press for the Australian Institute of Aboriginal and Torres Strait Islander Studies, 1995.
- Curthoys, A. "Constructing National Histories." *Frontier Conflict. The Australian Experience*, edited by Bain Attwood and S G Foster. Canberra: National Museum of Australia, 2003, 185-200.
- Francois, E. and H. Schulze, Eds. *Deutsche Erinnerungsorte I*. München: C.H. Beck, 2001.
- Gibson, R. *Seven Versions of an Australian Badland*. St. Lucia, QLD: University of Queensland Press, 2002^a.
- Gibson, R. "A Brief Journey into the Badlands." *Australian Financial Review*, 8 November 2002^b.
- Howard, J. "Australia Day Eve Address to the National Press Club." 25 January 2006 <<http://www.pm.gov.au/news/speeches/speech1754.html>>.
- Read, P. *Haunted Earth*. Sydney: UNSW Press, 2003.
- Smith, B. "The Spectre of Truganini." *The 1980 Boyer Lectures*. Sydney: ABC 1980.
- Stanner, WEH. "After the Dreaming." *The 1968 Boyer Lectures*. Sydney: ABC, 1969.
- Tumarkin, M. *Traumascape*. Melbourne: Melbourne University Press, 2005.
- Windschuttle, K. "Doctored Evidence and Invented Incidents in Aboriginal Historiography." *Frontier Conflict. The Australian Experience*, edited by Bain Attwood and S G Foster. Canberra: National Museum of Australia, 2003, 99-112.

Lyons, Martin and Russell, Penny, eds, 2005. *Australia's History: Themes and Debates*. Sydney: University of NSW Press. 197 pp. ISBN 0-86840 790 9. A\$ 39.95.

Reviewed by Nadja Zierott, Universität Hamburg

Australia's History: Themes and Debates is an introduction to current issues and major themes in Australian history. Among its topics are Aboriginal history, Australian national identity, immigration, urbanisation and Australia's historical relationships with Asia. Its editors, Martin Lyons, Professor of History at the University of New South Wales, and Penny Russell, lecturer in Australian history at the University of Sydney, have not aimed at a comprehensive coverage of Australian history. Rather, they have selected ten contributors – all of them leading historians in Australia – who have assessed the state of research in their area of current involvement. This research has been combined with their existing work.

In their introduction, the editors emphasize their aim to "illuminate the contemporary concerns of Australian historians for an audience of interested non-specialists in the field". This makes the book a comprehensive and good read for anyone interested in Australian history. *Australia's History: Themes and Debates* takes 'The Battlefields of Aboriginal History' (Chapter One) as a starting point, as the Aboriginal question is seen as a key issue in Australian history-writing. Its author Anna Haebich has published two award-winning books in Indigenous Australian history: *Broken Circles* and *For Their Own Good*. In this chapter, the author outlines histories of Aboriginal and white relations and gives an introduction of recent controversies over Australia's frontier history and the Stolen

Generation. It's a known fact that Aboriginal people have slipped from the nation's official history. Anna Haebich describes how the white representation of Aboriginal people was disrupted during the 1960's. She also draws on political issues such as John Howard's denial of responsibility for past wrongs and his call on historians to 'present the facts in a balanced manner'. The chapter concludes with the author's concern that the issues she has raised have largely been left unresolved.

The following chapter is entitled 'Unsettling Settler Society'. Penny Russell takes a look at the spreading of the settler society and describes how white colonisers took possession of a land they chose to call empty. Scholarship in Australia's colonial history traditionally had three major themes: Firstly, there was the theme of conquest, dispossession and settlement. The second theme dealt with the internal structures and relationships of white society. Relationships between Australia and England was another major theme. However, post-colonial critiques of race and imperialism demanded a more complex response in the 1990's. Nevertheless, white Australians made stories of 'nation' and enacted rituals of belonging. It was them who 'made the nation' by writing history. The author pays particular attention to Indigenous Australians and states that by making history, white Australians gained a sense of belonging. This sense of belonging is inextricably linked to the story of Indigenous dispossession.

Chapter Three is entitled 'The View from the North'. Regina Ganter, who lectures in the School of Arts, Media and Culture at Griffith University, Queensland, points out that Australian histories tend to radiate out from Sydney and that the British have long been at the centre of a national narrative. In 1988, white Australia celebrated the Bicentenary which commemorated the white presence in the continent's south-eastern corner. However, the north had only a 100-year experience of sparse and patchy white settlement. In fact, the predominant experience of living in northern townships was of a poly-ethnic society with Indigenous and Asian communities. The beginnings of external contact with Australia took place long before the British arrival. Regina Ganter calls for a different Australian historical imagination without the black-and-white binary vision that tends to eclipse the north.

Australia's relationship with Asia from the 1890's to the present becomes the key theme of Chapter Four 'Australia's Asian Futures'. While Australia is linked to Europe by its history, it is geographically part of Asia. From the 1880's, the role that Asia might play in Australia's future has attracted sustained attention. Not only was there a concern about the rise of Asia but also a belief that proximity to Asia accentuated the danger of disease and racial contamination. Until the 1960's, the White Australia Policy won much support and Australia was to be kept free from what was considered Asian contamination. The chapter ends with the statement that it is integral to the understanding of Australia to define how 'Asia' is constructed and understood in Australia.

Charlie Fox, who teaches in the History Department at the University of Western Australia, examines 'The View from the West' in Chapter Five. Australia has a state-based identity which is created by all the things that render people part of a nation: politics, culture, history, myth and memory. Western Australia is, seen from a geographic and demographic point of view, a peripheral state. Because of the political and cultural action taking place in Melbourne, Sydney and Canberra, it is of minor importance. There is a popular feeling that the east ignores the west and it even needs to be reminded that the west exists. However,

recent rewriting of Western Australian history has shown that Western Australia was never really different from the rest of the country. In Fox's view, Western Australians should more positively let their geography shape their view of their place in the nation.

Chapter Six called 'Immigration History' looks at Australia's history of immigration chronologically. Catriona Elder, who is a lecturer in the Department of Sociology and Social Policy at the University of Sydney, shows that the dominant idea of the Australian nation is of a 'white' place. There has always been a divide between immigrants who are 'white' (British and European) and those who are 'non-white' (everyone else). Since the arrival of the British convicts in 1788, there has been a constant influx of newcomers to the Australian continent. For example, the gold rushes drew thousands of newcomers to Australia. In the 1970's, the new wave of Asian migration re-ignited many of the old fears. In the early 2000's refugees arrived by boat on Australia's northern shores. Catriona Elder points out that immigration has shaped the Australian nation – often at the expense of Indigenous peoples.

In Chapter Seven, Richard White from the Department of History at the University of Sydney surveys a range of Australian national symbols over two centuries. In this chapter, entitled 'Symbols of Australia' the emphasis is put on non-Aboriginal symbol-making. Before Federation in 1901, there were many symbolic languages, jostling to represent the Australian continent. After Federation, official symbols tended to combine relatively neutral symbols of Australia (eg. the Southern Cross) with symbols of the British connection (eg. the Union Jack). Distinctive flora and fauna provided popular national symbols from an early date. From the late 19th century, national symbols were used commercially. Among the most powerful national symbols that have survived are the Billy Tea, the Qantas Kangaroo, the surf lifesaver and last but not least Uluru as the symbol for the heart of Australia.

Melanie Oppenheimer, senior lecturer in Australian history at the University of Sydney and Associate Professor Bruce Scates from the University of New South Wales are the authors of Chapter Eight called 'Australians and War'. The chapter identifies several different approaches to the study of war. The Australian War Memorial in Canberra is the most-visited of all Australia's museums. Additionally, at the centre of almost every Australia city stands a war memorial. With WW II and later conflicts, memorials became sites of multiple commemorations in Australia. Anzac Day has become Australia's national festival and a growing number of Australians are making pilgrimages to battlefields overseas.

Until 1990, the topic of Australian citizenship was a neglected national theme. As Alison Holland, lecturer at Macquarie University in Sydney, points out in Chapter Nine, today it is at the centre of debate about Australia's future. The chapter entitled 'The Common Bond? Australian Citizenship' describes how the meaning and practice of citizenship were being contested in a variety of forums, emphasizing the quest for equal citizenship that dominated Aboriginal people's and women's struggle in the 20th century. It points out that their joint struggles were unfinished by the close of the 20th century. The chapter ends with the assumption that the lack of citizenship has served most Australian governments well and that it remains to be seen whether it will continue to do so in the future.

Seamus O'Hanlon, who teaches in the School of Historical Studies at Monash University, tells us the 'Australian urban story' in Chapter Ten. The fact that Australia is one of the most urbanised cities in the world – 85 % of the population live and work in towns of 1.000 or

more residents – contrasts with Australia's self-image of a rural people sleeping under the stars or wrestling crocodiles. Thus, it seems logical that until relatively recently the cities were largely absent from the Australian story, including Australian historiography. However, the ideal of home-ownership and the benefits of suburban living became the mark of social respectability for both working and middle-class citizens in 19th-century Australia. One of the main messages of this last chapter called 'Cities, Suburbs and Communities' is that to be able to understand Australia one needs to understand the power of the 'idea of home'.

Australia's History: Themes and Debates combines the discussion of current issues in different fields with overviews of how topics and methods of research have changed over the past decades. This makes the book an interesting read for non-specialists in Australian history and keeps the reader up-to-date with a great variety of topics. It offers an interesting insight into the change of Australian historiography over the decades, starting from the European imagination of Australia as a land full of curiosities and leading up to historians drawing attention to the destructive impact of colonisation. Some emphasis is put on Aboriginal questions as well as on multiculturalism and Australia's proximity to Asia. In this respect, the essays point out that there is a need for rewriting parts of established national histories in order to do justice to all the people of Australia, be they Aboriginal, white, Asian or of any other cultural background. Throughout the book, questions such as 'What does it mean to be an Australian citizen?' and 'Who made the Australian nation?' are asked. While some answers are put forward, the contributors encourage their readers to come up with their own answers. For students thinking of specialising in Australian history, each chapter ends with respective footnotes and suggestions for further reading can be found at the end of the book.

Cole, Anna; Haskins, Victoria; Paisley, Fiona (eds.), 2005. *Uncommon Ground. White Women in Aboriginal History*. xxxi + 279pp. ISBN 0 85575 485 0, Canberra: Aboriginal Studies Press.

Reviewed by Britta Kuhlenbeck, Universität Hamburg

'common ground' – a point accepted or shared by each of two or more conflicting or differing parties (*gemeinsame Interessen, Eigenschaft*)

'uncommon' – out of the ordinary, unusual (*selten, ungewöhnlich*)

'ground' – 1) the solid surface of the earth 2) an area of knowledge or subject of discussion or thought (*Erboden, Terrain*) (*The New Oxford English Dictionary of English*)

Vicki Grieves, an Indigenous historian from Worimi, mid-north coast NSW, stated during a panel discussion on the theme of 'Perceptions of Indigeneity: Continuity and Change' at the 8th biennial EASA conference 'ReVisions of Australia: Histories, Images, Identities' in Debrecen, Hungary, in September last year (2005), that Aboriginal people have yet to come to terms with the recent history of colonial conquest, but the problem is that this history has not fully been discovered yet. (The scholarship in Aboriginal History is only about 30 years long.) We are, she said truly, only at the tip of an iceberg in terms of discovering the "truth" of our past and this lies in the exploration of regional and local, individual and family histories.

This volume offers a jigsaw piece for the reconstruction of Australia's colonial history. In fact, the necessity of challenging the 'common ground' of written history in Australia is stressed at the very beginning by a quote from Gayatri Spivak (1986): "Why not develop a certain degree of rage against the history that has written such an abject script for you that you are silenced?" This seems to be the contributors' maxim, but not only in order to unveil the silenced history, particularly that of female and Aboriginal voices, but also to scrutinise the intertwined histories of coloniser and colonised, which thus lead to 'uncommon ground'. Such ground, Vicki Grieves explained, that includes meaningful, intimate and complimentary relationships across the race divide, may be more common than we have been led to believe. Especially, the chosen methodology of a biographical approach highlights the linkage of 'white' and Indigenous individuals in the course of history. The Indigenous and non-Indigenous contributors are lecturers, PhD students and a post-doctoral fellow from various fields including Gender Studies, History, Anthropology, Aboriginal and Australian Studies, an Indigenous academic currently focussing on Kimberley art, and an Indigenous art and cultural director, who share an interest in feminist, postcolonial and literary history, biographical studies, anthropology, race relations and social justice issues. The book's focus is on settler colonialism, white woman and Aboriginal history. It consists of four parts: 'On the home front', 'Shared struggle', 'Public lives' and 'Knowing' the Aborigines'. The book is well structured; the authors constantly refer back to their set focus on domestic lives, which they consider a crucial part of the colonial enterprise, the intersection of race, class and gender and the political context. All twelve chapters are richly annotated, some contain illustrations, and use of terminology is carefully explained.

Editors and authors critically reflect on their 'authorial' position and carefully place this book in contemporary political and academic debate on how to deal with Aboriginal history. Reflections on the three female 'white' editors' motivations to write this book are therefore stated at the beginning of the book. Anna Cole stresses the importance of desegregating the arena of Aboriginal History in order to write 'a history of interaction, of relationship' and she quotes Carole Ferrier, who has argued that "[t]he problems of speaking about people who have been constructed in the dominant discourse as 'other' cannot...be a pretext for not doing so" (xv). Victoria Haskins discovered that her great-grandmother had been active in the Aboriginal rights movements in the 1930s. However, the fact that nobody in her family remembered this story serves as an illustrative example of Australia's historical experience of 'whiteness'. Fiona Paisley asserts that the past is not disconnected from the present and neither are its actors; therefore she seeks to move away from ignorance and move towards active engagement with history. Nevertheless, the contributors' methodological approach not merely serves to legitimate their positions as white women in Aboriginal history, but rather by dealing with private as well as with public interactions of white women and Aboriginal people, the complexity of issues, of identities as well as of words and actions is highlighted; in fact, the volume is a complex read. Consideration of the delicacy of Aboriginal history with respect to blame, responsibility and complicity, led Cole et al. to focus on a concept of 'whiteness as positionality' meaning "to squarely address the location of white women within their relationships with Aboriginal people, and within Aboriginal history generally" (xxii). Moreover, power relations in which white women possess more empowerment than Aboriginal women are the result of colonial and personal structures. In the same vein, the editors face the challenge of representing the complexity of historical intercultural relations and at the same time of avoiding appropriation of a history that is not

their own without denying structural racial inequalities. In this respect the role of the author to his/her subject (matter) is constantly reflected; thus a new way of writing and understanding history is intended to be achieved. Sources include family recollections (in effect what is and is not remembered), oral history and missionary archives. The contributors are aware of the fact that their careers are an outcome of white women's concern with the rights and status of Aboriginal women during settler colonialism –their investigation topic.

Although white women were more empowered than Aboriginal woman, they nevertheless had to face experiences of inequality in the context of imperial history. These women were not powerful in the imperial scheme of things: as it is put in the preface "[white women's] concern for Aboriginal people, a readiness to participate in their administration or a desire to contribute to their 'uplift' were welcomed by governments only as long as the women who felt this way did not advocate a change in policy, criticise Australian governments overseas, or support Aboriginal people against authorities" (xxiv). Furthermore, white women's position within settler colonialism in itself was a fragile and dependent one and their work and achievements described were sometimes of an ambiguous nature. As the colonial process is a dynamic one which still affects the present and since "the idea of indigenous 'response' or 'resistance' to an imperialist initiative no longer captures the dynamic of either side of the encounter (between Aboriginal and white women) (xxv)", the biographical studies in this volume depict some of these encounters between 'colonizer and colonized' as moments in time and space. Finally, a biography is tinted by the author's interpretation of events, his/her own autobiography as well as a shifting reassessment of the past in the light of current political debates. Two chapters on Daisy Bates (notably) illustrate this inevitability.

This volume is of particular value in the current political climate of stereotyping and polarising Aboriginal and non-Aboriginal history. It highlights possibilities of human intimacy within the framework of racial, gender and class inequalities. The book includes previously unknown figures as well as more prominent white women, public as well as private figures – outstanding, 'remarkable' women including activists, writers, and workers in missionary groups and administration, as well as leading Aboriginal female activists who worked with contemporary white feminists. Moreover, it has been a deliberate choice to focus on white women rather than men to address an imbalance in historical record.

'On the home front' (Part One) contains biographical studies of white women working in so-called Aboriginal homes, probably one of the most well known and at the same time darkest chapters in Aboriginal Australian history. But then again it does not seem to be that well known and a tendency to stereotype historical experiences is recognized and counteracted. What also becomes evident is an occasional contradiction between private and public good intentions in order to save the 'doomed race', which, in effect, turned out to be based on assumptions of 'white' superiority. Elizabeth McKenzie Hatton, the 'light in the darkness' as the heading of the first chapter has it, represents how a shifting of positions can occur. She initially worked as a missionary and in opposition to church, government and her own Christian belief she sided with the Aboriginal people in order to further their empowerment. She voiced her strong opposition to the prevailing 'blame the victim' mentality. A strong courageous woman ahead of her times, a 'woman of the word' nevertheless silenced until now.

Chapter two is about Jeannie Parsons Smith, a missionary's wife, who became 'the mother of the [Singleton Aboriginal Children's] Home' (chapter heading). The Home became her project rather than that of her husband. The latter being the one who was officially responsible though. Christine Brett Vickers, the great-granddaughter of Jeannie Smith and author of this chapter, stresses the importance of telling stories like that of her great-grandmother, despite having to face the hardships and overwhelming human suffering involved, because "they are part of our formation (30)." Moreover, stories like the one of Jeannie Smith highlight the significance of interactions between Indigenous people and white women often cut along a racial divide through official policy.

Joan Kingsley-Strack (Ming), the 'heroine' of chapter three, personifies the 'well-heeled' urban upper-middle class, who took Indigenous 'apprentices' for domestic work in the 1920s. Motivated by her own experiences, she spoke against the silence of those families who profited from the servitude of the Stolen Generation. Mary, Ming's maid is part of the traumatic history of 'indentured domestic service'. Ming's and Mary's relationship is one of mutual dependence. Although both reflect on the complexity of their relationship and make claims for each other's support as a matter of course for them, it is not based on friendship but on their respective roles in the colonial system. Mary's pregnancy and eventually her poverty-stricken death highlight the inequality of the two women. Why Joan Kingsley-Strack did not take Mary back into her house after she has been sent to an institution for single mothers and then to the Aborigines Protection Board is a matter of interpretation. So are further 'contradictions' in her behaviour like campaigning against the Board's apprenticeship policy, but refusing to take Mary's child, blaming the government's bureaucracy for mistreatment of Aboriginal apprentices but not supporting Mary herself. She seemed to be torn between romantic maternalism she could not act out (a comparison to slavery is made a few times) and being part of a system of racial oppression. The shock of Mary's death newly ignited Kingsley-Strack's political activism for Aboriginal rights, which the author, John Maynard, claims are purely redemptive. Maynard further suggests that Ming deliberately kept letters and papers, thus her story becomes part of the present. I find this chapter particularly interesting, because it illustrates the mechanisms of a system of racial oppression and how the two women's attitudes and actions are consciously as well as subconsciously manipulated. In fact, one wishes to have the opportunity to ask these women why they acted the way they did. In hindsight gaps in the interpretation of these women's lives remain.

Part Two entitled 'Shared struggle' explores collaborative relationships. Chapter four deals with Ruth Heathcock, a South Australian nurse, who cared for people suffering from leprosy initially (and officially) against her husband's knowledge. She campaigned for a repeal of legislation under which 'leprosy suspects' were detained and which was part of a 'framing disease, framing environment and framing race' tactic led by the same white anxiety of 'protection' and 'pollution'. Such a 'treatment' of leprosy was in stark contrast to Aboriginal's 'social medicine' of love and inclusion. Ruth Heathcock was very much a 'part of both worlds'. Aboriginal women were her closest friends, teachers, extended family and her experiences and healing practices were respected in the same way. She valued the knowledge and resources of Aboriginal people and understood their relevance for white people's existence. Based on mutual trust Ruth was given more and more knowledge and responsibility. In fact during her husband's absence their base, a police station, became a

'women's space'. However, after Ruth husband's death; Ruth was not able to maintain her activism since she was left job-and homeless.

The Gambanyi woman Pearl Gibbs, daughter of an Aboriginal mother and a white father, was the first Aboriginal woman to be heard on the radio and the first to present a radio show. She was a public figure working together with all leading activists, Indigenous and white, in the 1920s and praised for her captivating public speeches and networking abilities. One of her main concerns was to achieve citizenship for Aboriginal people. Gibbs was involved in organising a committee for Aboriginal citizenship of which the aforementioned Joan Kingsley-Strack became secretary. She was the only Aboriginal member of the Committee and in the 1950s she was the only woman to be elected to the Aboriginal Welfare Board. Gibbs embodied the conviction that women are to participate in politics. Together with Lady Jessi Street she paved the way for the 1967 referendum. "She lived reconciliation before it was ever conceived of as part of Australia's political life (124)" although she said: "I don't think colour or creed makes much difference. Let us put in our time for human rights and let us live toward that... This is what I want people to remember" (124).

Part Three 'Public lives' comprises the biographical studies of white women who became public figures to support Aboriginal issues. The feminist Mary Montgomery Bennett was concerned about the condition of Aboriginal people and made marriage (the custom of polygamy) the centre of her argumentation. In her view the marital status of Aboriginal women and Aboriginal future were closely connected. Alison Holland's intend in writing about Bennett was to focus on her humanitarian rather than purely feminist approach. An interesting question (similar to the ones the contributors reflected on in the preface to this volume) is: "Why did she feel she could speak on Aboriginal women's behalf, and was there any basis to her view [t]hat Aboriginal women were in fact seeking their freedom in this way" (131)? Bennett's activism started after her husband's death at a time of growing interest in indigenous issues nationally and internationally. Agency in this field at the same time offered work for a female intellectual and also a purpose for life. Bennett saw her agenda as part of a civil rights movement as well as of an anti-slavery campaign, thus the complexity of political currents in which her activities are placed are difficult to analyse. Moreover, her unique achievement was to link gender and racial aspects of colonialism in her approach. Following feminist objectives in the inter-war years was also a way of defining women's identity as the new citizen of a new civilisation. However, a response to her requests was much stronger in England than in Australia due to the latter's denial of a critical assessment of its colonial history. A change in attitude only took place in the 1990s in the context of a developing post-*Mabo* consciousness. Despite the credit owned to Mary Bennett, the chapter seems slightly redundant in its elucidation.

The inclusion of biographical stories derived from official records and interviews of a working-class woman like Ella Hiscocks, further add jigsaw pieces to the historical puzzle. Her story might be a contrast to those 'left behind' by people from a higher social strata in letters or journals for historians to study later. Hiscocks represents the ambiguous position Board employees often found themselves in between being 'protectors' and 'carers'. By reconstructing such a working life, an understanding for the moral dilemma these women were exposed to, can perhaps be raised. Apparently, Hiscocks was not aware of the 'broader' assimilation policy, she rather sought to protect Aboriginal girls from 'bad Aboriginal

'mothering' and 'predatory Aboriginal sexuality'. Moreover, implied assumptions of 'white superiority' surface, as 'Whiteness' was equivalent to cleanliness and accordingly determining Hiscocks' ambition. Locally based women's groups like the Country's Woman Association supported Hiscocks, which is another instance of contradicting 'historical stereotyping.' Interestingly, Hiscocks is also an example of the paradox between being protected by racial privilege but not by economic security.

Constance Ternent Cooke (chapter eight) represents a "crossover figure in the history of Aboriginal rights" (174) by combining her activism to improve conditions for Aboriginal people with her work for the government. What I find remarkable was her awareness of the interrelationship of Aboriginal land claims and self-determination, an important issue still debated and yet not fully acknowledged today. Cooke used opportunities to talk about Aboriginal people's situation overseas for which she was criticised in Australia. She was also criticised for 'stepping out of her course' since "a women's organisation should be concerned with equality between men rather than equality between the races, the latter detracting from their course" (192). The question what motivated Cooke's activism cannot be answered but her personal relationship with Aboriginal people was a crucial aspect of her life and needs to be mentioned especially.

The final part of the book is concerned with "Knowing' the Aborigines'. Chapter nine deals with the story of the Anglo-Celtic woman Daisy Bates and the Ngumbarl Jukun Aboriginal man Billinge. The two produced a 20-page artists' 'drawing book' with sketches made by Billinge and notes made by Bates, which actually has personal and political significance, as the author Cynthia Coyne argues. To save an apparently 'vanishing culture' was Bates' argument for its making from an anthropologist point of view. However, exactly the opposite had been achieved, namely the continuity of Aboriginal traditional culture despite colonial impacts has been presented, which has thus strengthened the author's political view on the future of Aboriginal culture. Billinge's motivation of producing and presenting his art might be manifold: an assertion of equality of value of Aboriginal culture, drawing attention to the significance of rituals and land or claiming his territory. Although Bates' methods can be criticised, she nevertheless was the first to collect linguistic, socio-cultural and kinship information in a systematic way. Billinge's drawing book underwent shifting attributions of value ranging from being an item at a second-hand bookstore in London to currently being on display in the State library of WA. Maybe the last word of this chapter 'priceless' summarizes its value most adequately. Coming back to my personal fascination with the relationship between land and people, as in the previous chapter also in this context of aesthetics of Aboriginal art, it becomes evident that the land is an influential factor.

Jim Anderson offers another view on the 'famous' anthropologist Daisy Bates (chapter ten): For Anderson Bates was an embodiment of personal reinvention as "a lady, a journalist, an ethnographer, philanthropic agent of the British Empire and Aboriginal spirit woman" (217), "the revered grandmother of ancient tribes, the great white queen of the desert, a goddess" (226) made possible in the 'new world' of the British colonies. He considers her racist, eccentric, untrustworthy and unhappy. He acknowledges her 'true delight' in the Australian landscape, though. Fringed by a masculine Anglo-Protestant dominated society, she chose a nomadic lifestyle. She was thus also a 'crossover' figure with respect to class, religion, race and gender. Anderson criticises her fixation about the 'doomed race theory' as a disguise of the violent reality of dispossession. In a nutshell, Anderson condemns her as

"the absent mother of a living child, (...) [becoming] the legendary 'Grandmother' of a dying race" (229). Both chapters on Daisy Bates include supportive arguments for each 'perception'...I need to meet Anderson to stop asking myself is he an angry white man?

Chapter eleven looks at the sensitive issue of Aboriginal identity, authenticity, authorship and appropriation. All these issues come into play when looking at the story of Elizabeth Durack. What at first sight seems to be an act of exploitation, can in fact be understood, claims the author of this chapter, Franchesca Cubillo. Elizabeth Durack confessed that she has submitted artwork under the name of a fictitious Aboriginal artist ('Eddie Burrup'). In fact, the author argues that it was exactly the creation of an Aboriginal alter ego that rendered her an "authentic and sensitive commentator on Aboriginality" (234). Cubillo states that non-Indigenous people believe that an Aboriginal identity has many benefits but for Durack it was rather her ongoing intimate, trustworthy and respected relationship with Aboriginal people and her family's dependency on their knowledge of the land in remote Australia that made her an eligible figure to depict Aboriginal culture, especially at a time when Aboriginal people were generally marginalised in society. On the other hand, her Aboriginal alter ego can also be seen as a romanticised re-invention of her childhood. A parallel to Daisy Bates' construction of herself comes to mind.

The last chapter of *Uncommon Ground* deals with the author Catherine Martin, whose book *The Incredible Journey* (1923) contests the view of inadequate Aboriginal motherhood. Progressive in her views, exposed to a hostile environment, Martin wrote about the Stolen Generation at a time when the majority of white people had no interest in this history/reality. In her story the removal of the child is due to Indigenous practices as well as to the "white man's greed". Although Martin creates "the Aboriginal woman of the future" she sees their future in becoming part of 'white progress', in effect as workers on a station under 'white' leadership. Motivation why she wrote such a book can be found in her own biography.

Often it becomes evident that the authors (have to) make a guess to explain what might have motivated these women's concerns and behaviour. Moreover, these biographical studies illustrate the complexity of 'black' and 'white' history, as a continuum of interrelationships that defies the binary of race relations that is still so accepted in the broader Australian society today, on the one hand, and brings untold histories to the surface, on the other. The focus on the concept of 'whiteness' proved to be a feasible 'key' to understand certain 'practices'. I noticed that I felt I had to use many quotation marks, because I did not want to use the respective words without somehow demonstrating their ambivalent meanings. Also in these biographies it becomes evident that by acting in one way a second meaning or outcome is inevitable. These women not only seem to 'write' 'Uncommon Ground' but also find themselves on it. To gain more knowledge of these 'entanglements' you must read this book.

Peter Read: *Haunted Earth*. University of NSW Press, 2003. 265 pp., plus notes, index and bibliography. ISBN 0-86840 726 7. A\$ 29.90
Reviewed by Adi Wimmer, Universität Klagenfurt, Österreich

This is a strange book but a good Read. Its author is the co-founder of the organisation "Link-Up", without which Australia might have never had the National Inquiry into the

Separation of Aboriginal and Torres Strait Islander children from their families. He is also the author of such respected studies as *Returning to Nothing: The Meaning of Lost Places* (1996) or the more recent *Belonging: Australians, Place and Aboriginal Ownership* (2000). The latter in particular has done much to establish Read's reputation as a historian with strong affinities towards Aboriginal history and culture who will yet stake out a claim for non-Aboriginal ownership and emotional bonding with the land.

But this is a book in which Aboriginal myths and beliefs of the land play a subordinate role. Instead, it focusses on ghosts, apparitions, premonitions, incubi and witches, subjects that a sceptic like me calls New Age manure. In Read's own words, he is going to „explore the singular and often identifiable ghosts, deities, souls and entities that inhabit a place“ (35). That sounds pretty heavy and also a tad dogmatic: not for a moment does he contemplate the option that spirits may be the creation of our own minds: for him and most characters in this book, they are as real as a brick house. Typically, the first chapter is set in a graveyard at midnight.

Read claims that three quarters of the world's population believe in spirits: he does not cite a source nor is there likely to be one. Perhaps I am the wrong sort of person to review such a book: I happen not to share the fashionable belief in ghosts and spirits, I demand proof of their existence. Mere stories of how people felt at certain "inspirited" locations at certain moments or what dreams they had fail to impress me. There is a childhood memory that has taught me the powers of self-hypnosis. My mother was a stern woman who believed in punishing her offspring. Her most fearsome threat was that she would lock me into the basement, where Rübezahl, a 4-meter giant with an appetite for children, would put me into his wicker basket and take me away to his lair. One day (I must have been about five) I was really pushed behind that basement door, hugging the narrow steps that led into a vaulted cellar where mum kept her eggs and sauerkraut, her apples and lard. And sure enough, I began to hear the rumblings of a giant, I saw a flickering torch behind that corner, and I heard chains being chafed across the ground. I have never again been so terrified in my life. A decade afterwards, I concluded that my mother, to complete her cruel punishment, had climbed into the basement through a small window and had produced the visual effects and sounds that I had clearly perceived. When she was almost 80, I finally confronted her with this evidence of her Nazi pedagogics. She just laughed. What did I think her capable of, was her incredulous comment. And had I considered how tiny that window at ground level was – hardly big enough for a cat? Of course she was right – in my panic I had hallucinated everything: the light, the sounds of chains, and Rübezahl's growls.

But even for those who are not believers, Read presents an enjoyable panopticon of narratives with a rich eclecticism of perspectives. Having made the claim that three quarters of the global population believe in spirits, Peter Read paradoxically goes on to observe that most Australian do not experience the land as "inspirited." Soon we discover that there are wildly divergent attitudes towards the relation between spirits and place. For Aborigines, characterized as they are by having the "most place-centredness of all the world's religions" (121), spirits are tied to a particular location, their powers fading with distance. In contrast, Hong Kong immigrants believe one can persuade an ancestral spirit to emigrate together with the family. A "Wiccan" (the more traditional term "witch" has apparently been cheapened by overuse) claims that spirits inhabit each molecule of the world, and can be summoned up for healing or punishment by the trained expert wherever s/he chooses.

Hmm. But then there are also spirits that can be coaxed into a site and nurtured by humans, can receive the right growth treatment such as the building of a temple, a shrine, a "stupa." And there are the spirits of the dead, forced to dwell at the site of a disaster such as World War I. But then not all of them are confined that way says Read, citing as "proof" the inscription on a headstone of digger killed in Flanders that says the soul of the fallen man has migrated by to Australia. Hmm. He also cites a catholic monk of a Benedictine monastery in the W.A. bush who has lived there for 28 years, but is unmoved by the idea that a place becomes "inspirited" by humans, finding the Aboriginal notion of earth spirits slightly absurd. Read also cites the Hindu belief in thousands of spirits surrounding us, but they are not tied to the land but to objects (such as an urn or a shrine), and they can travel. He then cites Islam, which "conceptualizes the person rather than the place as the seat of divine presence" (241). You cannot blame the author of being one-sided when he piles up example after example that does not fit in with the theory of an "inspirited" earth, but somehow he is unimpressed by his own evidence. Read goes on to tell the stories of three sets of bereaved parents whose children were untimely taken from them, and how they nurture a spiritual presence. Clearly, such parents are haunted, but where is the link to a "haunted earth?" And in the strangest section, he explores how the sinking of the battleship "Armidale" in December 1942 (the ship lies hundreds of miles away from the Australian earth at the bottom of the Timor sea, together with the majority of its crew) is commemorated by the survivors. So not only the land, but the bottom of the sea, too, can become an "inspirited" site. With a linkage to a plaque in the Darwin harbour. Hmm.

Read has devised an intriguing structure to the book. It starts out with a midnight walk through a Sydney suburb graveyard, whose darkness parallels the disbelief of middle Australia in anything that is not "observable, countable and measurable." This elicits the (unwarranted, I feel) lament "what limitations we western scholars place upon ourselves", limitations that the book sets out to overcome. The next section titled "the darkest hour" presents three accounts by non-indigenous Australians of how they were or are haunted by Aboriginal spirits wishing to punish them for crimes committed by whites in the past. "Piccanniny Daylight" is set at 4 a.m. and presents dark stories of the bereaved parents mentioned above, while "Dawn" is set in an in-between phase, its space filled by the unpretentiously told story of a Bass Strait Aboriginal clan. Like dawn, the story is of an "in-between" kind, containing much suffering but also hope for new beginnings. This section is "vintage Read", one of the best, elucidating present problems with references to historical facts; it also hints at the hopelessly fractured nature of the Aboriginal community of Tasmania and its undignified squabbles.

The two next "a.m." sections have to do with the work of composer Ros Bandt, who picks up sounds from the "inspirited" empty grain silos of dying country towns; and with the teachings of self-styled gurus in Buddhist meditation centres. The narrative tautness of the previous chapters is lost in the cosy morning light. Exhausted, one begins to doze off.

The afternoon heat presents more challenges. "Noon" returns to the creation of aeolian music, created by the wind in suspended wires. But it is the inspirited land that determines the wiry sounds, according to composer Alan Lamb. Hmmm. Greater excitement is offered by the story of Keziah the witch: "standing barefoot upon the earth, she summons and focuses deep energies from the earth to heal the birds of the air above it." Hmm. In the "late afternoon" section Read encounters resistance from a catholic abbot to his theory of a

locally "inspirited" land, admitting he had come to the Benedictines "with false expectations." When "dusk" begins to fall, Read returns to hauntings that are tied to Aboriginal history. He visits farmer Claire Milner on her station in the NSW bush, a lady who embodies "continuity of past and present". She has "witnessed many strange phenomena" and her sense "of absorption into the life and earth of the farm" is convincingly portrayed. Claire's story of a highly vivid apparition (of some 30 Aboriginal people) when she had just begun to farm forms the counterpoint to the threatening apparitions detailed in the "darkest hour" section, and will very likely draw flak from the politically correct. Why so? The Aborigines in the apparition were not threatening and not reproachful. In her own words: The Aborigines were saying to me: 'we're here, we're part of it. It's all right (my emphasis). It makes it much stronger for me.' This can be read as an Aboriginal acceptance of white ownership of farming land, and as such will be controversial. In an earlier passage, Read observed that some Aborigines do not want whites to have a spiritual connection to the land, which they consider rightly theirs, and naturally the claim extends to its spiritual properties. They are not going to share anything of value any more. Still less do they accept white ownership that is free of guilt. Oh yes, they love non-indigenous guilt. They won't let it go away.

The final chapter "Towards Midnight" concludes the circular journey and leads us to Burra in South Australia, where the Burra Charter on the "conservation and management of places of cultural significance" was signed in 1979. Is "cultural significance" the same as "inspirited"? Read thinks it by and large is, but cites the example of the Australian Heritage Commission, which lists cultural sites (such as a cathedral) only for their architectural qualities, not for their spiritual value. The same applies to some Aboriginal sites: shell middens for example are listed for their archeological value, not for any spiritual properties they may possess. And the present government in its wisdom and sensitivity has recently removed three quarters of the listed entries, sparing only such safe and sugary items as the Sydney Opera House. Howard has thrown Australia's cultural sites overboard, as it were. As for Read, he concludes his book in a far more open style than I at first feared, allowing a great many variations on the theme of how and when and where places attain spiritual significance. Let me close with an extended quotation:

Sites have held their own inspiritment from the beginning. They may have been energized by humans, or by the whole of the natural world. Energies may have been focused or created by ritual, or they may have accumulated as a by-product of meditation, but every person in this book to write or speak of their inspirited places has identified its specificity, its localness as fundamental to the experience. (...) This book about inspirited places has become a study also of the value and meaning of locality. Locality with which we are physically, emotionally and spiritually familiar offers alternatives to the polarities of encroaching global uniformity and the eroding sovereign national state (255).

What Read has omitted to say is that at the end of the book he is a changed writer. Nothing in his study prepared me for the introduction of "global uniformity" and the "eroding sovereign national state" as enemies of the spiritual. These are important thoughts that considerably mollified my resistance to what I perceived to be a lapse into superstition and the world of the irrational. And so as the writing of the book changed the writer, its reading has changed, though ever so slightly, this reader.

Zierott, Nadja, 2005. *Aboriginal Women's Narratives: Reclaiming Identities*. Münster: LIT Verlag. ISBN 3-825882373.

Reviewed by Anja Schwarz, Freie Universität Berlin

Whereas indigenous Australians have historically predominately been the object of white ethnographic representations, the 70s and 80s saw an ever-increasing range and popularity of Aboriginal autobiographic writing. Gillian Whitlock takes this changing role of indigenous life writing as an "important indicator of an ongoing process of cultural exchange where appropriation and decolonisation co-exist and contest in the aftermath of invasion and settlement" (Whitlock 2000:242). Interestingly, this emergent literary field exhibits a clear gender bias: out of the 100 published Aboriginal autobiographies counted by Tim Rowse in 2004, 65 have female authors. In the same essay, Rowse voices his surprise at the lack of Australian scholarship, which, he contends – apart from Anne Brewster's short monograph *Aboriginal Women's Autobiography* – "is in its infancy" (Rowse 2004). Nadja Zierott's *Aboriginal Women's Narratives: Reclaiming Identities*, a publication of the author's MA thesis at the University of Hamburg, thus constitutes a significant achievement. Based on an analysis of Ruby Langford Ginibi's *Don't Take Your Love to Town* (1988), Rita and Jackie Huggin's *Auntie Rita* (1994) and Alice Nannup's *When the Pelican Laughed* (1992), Zierott addresses the popularity of the autobiographic genre among female indigenous writers and its role for the identity formation of Aboriginal authors.

Why might writing based on the author's historicisation of his/her own unique development, provide such a successful model for indigenous writing and how might Aboriginal texts nevertheless differ from this Western model of autobiography? According to Zierott, a number of characteristics "sets [these texts] apart from Western models" (40) and makes them "uniquely Aboriginal" (68), among them the use of transcribed oral material, joint authorship and a predominant role given to the author's community (39-40). Of great importance for Zierott is the notion of a trajectory shared by all four texts, which reverses the western notion of 'life as a journey'. Contrary to accounts which start at the author's place of birth and then move out into the world, Zierott asserts that "Aboriginal authors tend to describe their journeys home to their traditional country, the place they were born, rather than venturing away from it" (33).

Tim Rowse's approach to indigenous life writing differs when he claims to "make no argument and [to] harbour no opinion about what is typically 'Aboriginal'." Contrary to the oppositional model suggested by Zierott, he "would rather not presume that Indigenous authors should follow (assimilation) or should not follow (resistance) that evolution" (Rowse 2004). It might indeed be more productive to ask, as Tikka Wilson and others have done, which writing positions and which sense of self the appropriation of the (western) model of autobiography has facilitated for indigenous authors. For Wilson, autobiography "opens an intimate space of mediated dialogue between Aboriginal narrators and non-Aboriginal readers" which – particularly with regard to accounts of past injustices – enables "the author to take the position of a witness" and which in turn "implicates[s] readers in a judicial metaphor that calls for a fair hearing and adjudication of the testimony" (Wilson 2004:84-5; see also Kennedy 2004 and Whitlock 2001).

The process of editing indigenous texts, another focus of Zierott's essay, has been the subject of augmented academic debate in recent years (see, for instance, McDonell 2004; Jones, 2003). Aboriginal critic Mudrooroo (Colin Johnson) is highly critical of any form of mediation, which he equates with "capture, imprisonment, assimilation, surrender" (Johnson 1987 cited in Rowse 2004). Although Zierott concedes that "[t]he last few years have brought about a change that made respectful and productive cooperation [between editors and indigenous writers] possible" (69), she at least tentatively sides with Mudrooroo when she names control over the writing process as a vital prerequisite for the 'reclamation indigenous identities', the central topic of her essay. Alice Nannup, whose oral accounts were transcribed by her editors and, Zierott suspects, adapted to meet (White) reader expectations, "did not do the writing of her life story herself" and is therefore "excluded her from the last phase of reclaiming her identity" (116). As Rowse points out with reference to Philippe Lejeune's *On Autobiography* however, the very desire for the unmediated voice of the author is intrinsic to the (Western) genre of autobiography which is predicated on the reader's belief in the author's "singular, originating consciousness" (Rowse 2004). Indeed, other models for the relationship between editor and indigenous author might be imagined. Zierott grants that "some stories might never have appeared on paper without the engagement of White people" (67) and Rosamund Dalziell even goes so far as to describe the relationship between writer and editor as potentially productive of reconciliatory meaning (Dalziell 1999).

Zierott's main focus however, is to assess the role of autobiography in the process of indigenous identity formation. Here, her theoretical position – similarly to contemporary discussions on Aboriginality – oscillates between the concept of a re-discovery of identity which verges on essentialism ("[P]eople strive to reconnect with their physical and mental place of belonging ... literary productions in this genre need to be based on a physical return to one's home country if they are to be successful. Success in this respect means the author's liberation from imposed restrictions by the dominant culture." (117)) and constructivist notions of identity formation as fashioned in the act of writing itself. In this context, Susanna Egan and Gabriele Helms argue that recent discussions on identity as performatively constituted might be helpful in further theorising the relation between self and autobiography in shifting the focus to "the actual processes of making and unmaking identities and their cultural significance" (Egan and Helms, xiv).

Zierott's thesis surveys areas that beg research and discussion in the field of indigenous autobiography and constitutes a valuable first contribution in the German Australian Studies context. The LIT-Verlag's "Anglophone Literatures" series is to be congratulated for publishing the work of an early career researcher and thus making available new perspectives in Australian Studies to a greater readership.

References

- Dalziell, Rosamund, 1999. *Shameful Autobiographies*. Carlton: Melbourne University Press.
- Egan, Susanna and Gabriele Helms, 2001. Autobiography and Changing Identities, *Biography* 24(1), ix-xx.
- Jones, Jennifer, 2003. Oodgeroo and her Editor: The Production of Stradbroke Dreamtime, *JAS* 76, 47-55.

- Kennedy, Rosanne, 2004. The Affective Work of Stolen Generations Testimony: From the Archives to the Classroom, *Biography* 27(1), 48-77.
- McDonnell, Margaret, 2004. Protocols, Political Correctness and Discomfort Zones: Indigenous Life Writing and non-Indigenous Editing, *Hecate* 30(1), 83-95.
- Rowse, Tim, 2004. Indigenous Autobiography in Australia and the United States, *Australian Humanities Review* (33). Available at <http://www.lib.latrobe.edu.au/AHR>.
- Whitlock, Gillian, 2000. From Biography to Autobiography, in: Elizabeth Webby, ed., *The Cambridge Companion to Australian Literature*. Cambridge: Cambridge University Press: 232-257.
- Wilson, Tikka, 2004. Racism, Moral Community, and Australian Aboriginal Autobiographical Testimony, *Biography* 27(1), 78-103.